

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

EINUNDDREISSIGSTER BAND

2001 – 2002

WALLSTEIN VERLAG

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
DES KONZERTHAUSES BERLIN
AM GENDARMENMARKT
11. JUNI 2001

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister,
Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen.

Heute sind wir mit unserer Öffentlichen Sitzung zum vierten Mal in diesem festlichen Saal. Unser vor 159 Jahren in Berlin gegründeter Orden war den größten Teil seiner wechselvollen Geschichte in Berlin ansässig, und er ist es auch jetzt wieder.

Mein erster Gruß gilt, wie immer, dem Protektor des Ordens, Ihnen, sehr verehrter Herr Bundespräsident. Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie die Tradition Ihrer Vorgänger weiter pflegen und engen Kontakt zu unserem Orden halten.

Es ist mir eine Freude, auch unseren ehemaligen Bundespräsidenten, Herrn Scheel, und seine Frau Gemahlin zu begrüßen.

Die administrative Betreuung des Ordens liegt seit drei Jahren bei dem Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Bundeskanzleramt. Herr Staatsminister Nida-Rümelin hat die Aufgabe vor einiger Zeit von seinem Vorgänger, Herrn Naumann, übernommen. Ich hatte bereits gestern Gelegenheit, Ihnen zu danken, und möchte das heute ausdrücklich wiederholen.

Der Berliner Senat wird heute durch Herrn Senator Werthebach vertreten, den die Ordensmitglieder von seiner früheren Funktion im Bundes-Innenministerium her kennen und schätzen.

Ich begrüße die Vertreter der diplomatischen Missionen.

Wir freuen uns über das Interesse mehrerer Minister der Länder, der Staatssekretärinnen und Staatssekretäre sowie der Abgeordneten des Deutschen Bundestags und des Berliner Abgeordnetenhauses sowie

der Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften. Namentlich begrüßen möchte ich noch den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestags, Herrn Hermann Otto Solms.

Der Orden Pour le mérite ist ein preußischer Orden. Unsere heutige Tagung hier können Sie als unseren Beitrag zum Preußenjahr betrachten. Der Orden wurde 1740 durch Friedrich den Großen gestiftet; die Friedensklasse hat König Friedrich Wilhelm IV. 1842 geschaffen. Heute wird das Haus Hohenzollern wieder durch Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen vertreten, dem wir für sein Kommen danken.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen der vier im vergangenen Jahr verstorbenen Ordensmitglieder, der Herren Casimir, Szczypiorski und Coing. Frau Noelle-Neumann, die Witwe von Herrn Maier-Leibnitz, hat kurzfristig absagen müssen.

Wir haben ein sehr vielfältiges Programm vor uns. Ich verzichte daher auf eigene Ausführungen, aber es obliegt mir noch, Ihnen den heutigen Vortragenden vorzustellen. Der Festvortrag bei unserer Öffentlichen Sitzung wird immer von einem deutschen oder ausländischen Mitglied des Ordens gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder, zur Zeit je 36, und zwar zu je einem Drittel Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler.

Nachdem im vergangenen Jahr an dieser Stelle ein Naturwissenschaftler, der Molekularbiologe Herr Charles Weissmann aus London, über Prionen und die Rinderseuche BSE gesprochen hat, haben wir in diesem Jahr einen Geisteswissenschaftler, den Kunsthistoriker Herrn Hans Belting aus Karlsruhe, gewinnen können.

Viele der heutigen Zuhörer werden Herrn Belting von seinen zahlreichen Publikationen zur europäischen Kunstgeschichte und Kunsttheorie her kennen, von denen ich nur »Bild und Kult«, erschienen 1990, und dessen Fortsetzung für die Zeit nach 1800 »Das unsichtbare Meisterwerk« erwähne. Die Zahl der Besucher bei dieser Festveranstaltung ist immer auch ein Indiz für die Bekanntheit und Attraktivität des Vortragenden. Wenn Sie sich umschaun, sehen Sie, dass der Name Belting sehr viele Hörer angezogen hat.

1380 Personen haben sich angemeldet. Herr Belting, wir alle freuen uns auf Ihren Vortrag.

Nach dem Festvortrag werden wir Ihnen die fünf im vergangenen Jahr gewählten neuen Ordensmitglieder vorstellen. Ich kann schon jetzt sagen, dass es im kommenden Jahr wahrscheinlich nur zwei neue Mitglieder, also nur zwei Vorstellungen, geben wird. Auch der Orden hat die Grenzen des Wachstums erreicht.

Zunächst hören wir jetzt die Nachrufe auf die verstorbenen Ordensmitglieder. Als Ersten bitte ich Herrn Haken, den Nachruf auf Herrn Casimir zu sprechen.

GEDENKWORTE

HENDRIK B. CASIMIR

15. JULI 1909 – 4. MAI 2000



M. S. Casimir

Gedenkworte für
HENDRIK B. CASIMIR

von
Hermann Haken

Herr Bundespräsident
Hochverehrte Frau Casimir und Angehörige
Meine Damen und Herren!

Vor einem Jahr verstarb Hendrik Casimir im Alter von fast 91 Jahren. Am 15.7.1909 in Gravenhage, Holland, geboren, begann er mit 17 Jahren sein Studium der Physik und Mathematik an der Universität Leiden, wo er bereits mit 22 Jahren bei dem berühmten Paul Ehrenfest promovierte. Mit ihm besuchte Casimir wichtige Institute im Ausland (Göttingen 1928, 1929), Kopenhagen (1929) und die University of Michigan. In Kopenhagen war Niels Bohr so beeindruckt, dass er den jungen Studenten gleich zum Bleiben in das damalige Mekka der Atom- und Quantentheoretiker einlud. Hier entstand Casimirs Publikation über eine Matrizenbehandlung des Kreiselproblems. Zur weiteren Ausarbeitung verwendete er die Gruppentheorie, die er aus Hermann Weyls Buch »Gruppentheorie und Quantenmechanik« gelernt hatte, wobei er den wichtigen »Casimir-Operator« einführte. Hermann Weyl sagte über Casimir: »Ein Physiker mit der Seele eines Mathematikers«. Ein weiterer

Markstein seiner Lehrjahre ist Casimirs Aufenthalt bei Wolfgang Pauli in Zürich.

Nach Leiden, dem Zentrum der Tieftemperaturphysik, zurückgekehrt, formulierte Casimir in den dreißiger Jahren gemeinsam mit dem Experimentalphysiker C. J. Gorter die Thermodynamik der Supraleiter und etwas später das Zweiflüssigkeitsmodell der Supraleitung. Dies waren fundamentale, richtungsweisende Arbeiten. Casimirs Buch »Magnetism and very low temperatures« darf hier nicht unerwähnt bleiben. Wie Hendrik Casimir in seinem höchst lesenswerten Buch »Haphazard Reality. Half a Century of Science« schreibt, war Deutsch seine erste Fremdsprache, und sein Vater war stark von der deutschen Philosophie beeinflusst. In der Tat sprach Casimir ein brillantes Hochdeutsch, das ich immer wieder bewunderte. Sein Verhältnis zur englischen Sprache, die er ebenfalls hervorragend beherrschte, hat er in seinen humorvollen und oft zitierten Ausführungen über »Broken English« niedergelegt.

1942 nahm Casimir ein Angebot der Firma Philips an, wo er dreißig Jahre lang höchst erfolgreich tätig werden sollte. 1946 stieg er als Codirektor in die wissenschaftliche Leitung auf und wurde 1956 »member of board of management«. Trotz seiner starken Inanspruchnahme als Manager konnte er noch bedeutende Beiträge zur Grundlagenphysik leisten. Während eine Reihe von Arbeiten sich mit Onsagers Theorie irreversibler Phänomene befasste, beschäftigte sich eine andere mit Van der Waals Kräften. Hier gelang Casimir die Voraussage einer universellen Anziehungskraft zwischen zwei Metallplatten aufgrund von Vakuum-Fluktuationen, ein selbst für Physiker überraschender Effekt. Dieser Casimir-Effekt konnte experimentell nachgewiesen werden und ist auch heute noch Gegenstand zahlreicher experimenteller Untersuchungen.

Von der Fülle der Veröffentlichungen konnte ich hier nur einige wenige erwähnen. Casimir, ein großer theoretischer Physiker von besonderer Universalität, strahlte stets Menschlichkeit, Würde und Weisheit aus. So ist es nicht verwunderlich, dass er zum Präsidenten der Europäischen Physikalischen Gesellschaft sowie zum Präsidenten der »Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences« gewählt

wurde und ihm zahlreiche weitere hohe Auszeichnungen zuteil wurden. Bei seiner Teilnahme an den Tagungen des Ordens Pour le mérite, dem er seit 1982 angehörte – zu denen ihn auch stets seine Gattin begleitete –, trug er wesentlich zum geistigen Leben des Ordens bei. Wir vermissen ihn sehr.

ANDRZEJ SZCZYPIORSKI

3. FEBRUAR 1928 – 16. MAI 2000



Wm. J. W.

Gedenkworte für
ANDRZEJ SZCZYPORSKI

von
Peter von Matt

Andrzej Szczypiorski war ein Philosoph. Davon gibt es viele. Und er war ein Erzähler. Davon gibt es noch mehr. Aber wie er als Erzähler zugleich Philosoph war, das ist einzigartig. Die meisten Erzähler schieben ihre philosophischen Überlegungen zwischen die Abschnitte hinein, in denen etwas läuft. Das ist angenehm. Man kann sie problemlos überspringen. Andrzej Szczypiorski aber schrieb so, dass man nie einen Abschnitt überspringen wollte und doch am Denken teilnahm wie an gefährlichen Handstreichern und wilden Liebestumulten. Wie geht das zu? Dieser Autor konnte seine Figuren vor unseren Augen denken lassen, und er konnte so, im Denken der Figuren, selber denken. Er packte ihnen aber nicht seine eigenen Gedanken in den Kopf. Er machte sie nicht zu Verkündern seiner Überzeugungen. Er war der urtümliche Erzähler, der seine Gestalten formt und sie dann handeln lässt, wie sie handeln müssen. Die ganz großen Schriftsteller schauen ja nur zu, wie ihre Figuren es treiben. Sie beobachten mit Schrecken, wie sie ins Verderben laufen, und sehen mit Rührung, wie sie davonkommen. Das eine können sie nicht verhindern, das andere nicht erzwingen. Andrzej Szczypiorski verfolgte gebannt das leidenschaftliche Nachsinnen, das alle seine

Gestalten von innen her durchwühlt. Opfer und Täter, Reiche, Hungerleider, Verliebte, Gierige, Grausame, Großzügige, die unabsehbare Vielfalt von Schuften und anständigen Leuten, aus denen sich die Menschheit zusammensetzt, führte er vor in der heftigen Arbeit ihrer Gehirne. Ihr Tun und Leiden ist immer auch ein eigentümliches Denken. Sie stellen sich den letzten Fragen auf eine bald unsinnige, bald ergreifende, bald tollkühn spekulierende Weise und zwingen uns, mitdenkend den Unsinn und die Kühnheit zu teilen und dabei den Ort zu betreten, wo sich auch für uns die letzten Fragen stellen.

Keine seiner Figuren hat die endgültige Wahrheit gefunden. Wir sehen nur, wie diese Menschen in ihrem Kampf um Liebe und Macht, um Geld und Zärtlichkeit immer auch eine eigene Wahrheit erstreiten. Und es kann geschehen, dass sie in der schrecklichsten Not durch diese ihre Wahrheit ruhig und sicher werden.

Andrzej Szczypiorski, 1928 in Warschau geboren, am 16. Mai 2000 in Warschau gestorben, hat die Geschichte des 20. Jahrhunderts am eigenen Leib erfahren. Als Sechzehnjähriger nahm er am Aufstand der Stadt Warschau teil und wurde ins KZ Sachsenhausen deportiert. Er erlitt und beobachtete das stalinistische und das aufständische Polen. Als Oppositioneller geriet er 1981 erneut hinter Gitter. Er sah sein Leben lang, wie leicht sich die Macht mit der Lüge verbindet und die Lüge mit dem Terror. Er konnte nicht schreiben, ohne die Menschen im Gefüge der Politik zu zeigen, bald als Drahtzieher, bald als Ausgelieferte, bald als beides zugleich. So sehr war er selbst in die Geschichte seines Jahrhunderts geworfen, dass die tausend bunten Geschichten, die er erzählte, immer nur diese eine Geschichte zu erzählen scheinen.

Er war ein großer Romancier, ein glänzender Essayist und ein leidenschaftlicher Pole. Er wusste und hat der Welt gezeigt, dass es eine Liebe zur Heimat gibt, die sich vor den Schandtaten dieser Heimat nicht fürchtet, die sie vielmehr beim Namen nennt und dem Urteil der sittlichen Welt ausliefert, aber nur deshalb, um die Heimat weiter lieben zu dürfen und ihr zugehörig zu bleiben, herzlich, getreu und in grimmiger Gerechtigkeit.

Mit Romanen wie »Die schöne Frau Seidenman«, »Eine Messe für die Stadt Arras«, »Nacht, Tag und Nacht« und schließlich »Feuerspiele« hat sich Szczypiorski in die Herzen der Leserinnen und Leser hineingeschrieben. Er wurde nicht nur mit Respekt, er wurde gern und begeistert gelesen. Über der Freude an seinem ungestümen Erzählen darf man jedoch nicht vergessen, wie tapfer und deutlich er den Nationen Europas am Ende eines entsetzlichen Jahrhunderts den angemessenen Umgang mit der eigenen Geschichte vorgelebt hat.

HELMUT COING

28. FEBRUAR 1912 – 15. AUGUST 2000



Lois

Gedenkworte für
HELMUT COING

von

Ernst-Joachim Mestmäcker

Wir trauern um Helmut Coing. Im Alter von 88 Jahren ist er am 15.8.2000 gestorben. Er war Mitglied unseres Ordens seit 1973 und sein Kanzler von 1984 bis 1992. In das Jahrhundert, das seiner Lebenszeit nahezu entspricht, hat er sich eingezeichnet mit einer eigenen Gestalt, einem eigenen Werk und einem eigenen Schicksal. In meiner Erinnerung lebt Helmut Coing zuerst als junger Dozent, lebhaft in der Gestik und in einer Sprache lehrend, die unmittelbar aus dem juristischen Denken hervorging. Zu den bleibenden Eindrücken der an der Universität Frankfurt nach dem Zweiten Weltkrieg studierenden Kriegsgeneration gehört die zuerst 1946 gehaltene Vorlesung »Die obersten Grundsätze des Rechts«. Sie erschien 1947 als Buch mit dem Untertitel »Ein Versuch zur Neubegründung des Naturrechts«. Dieser erstaunliche Text lässt sich als ein persönliches Forschungsprogramm lesen, in dem der Autor seine ethischen Grundlagen offen legt: als Anspruch an sich selbst und als Orientierung für die theoretische und praktische Rechtswissenschaft. Sie ist für ihn die »Vertreterin der Gerechtigkeit im sozialen Leben«. 1946 musste man Nationalsozialismus und Krieg nicht zitieren, um deutlich zu machen, dass hier das »wahre Recht« gegen das allzu gegen-

wärtige Zerrbild seines verbrecherischen Missbrauchs aufgerufen wurde. Naturrecht ist nicht zu verstehen als Rückbezug auf die Begründung von Recht aus der Natur des Menschen. Deshalb nicht, weil sein Wesen, wie Kant gesagt hat, die unbegreifliche Eigenschaft des Bösen einschließt. Es geht vielmehr um eine Begründung von Rechtsgrundsätzen, welche die nicht überholbare sittliche Autonomie des Einzelnen voraussetzt, gleichzeitig aber darum, die Schranke zu überwinden, welche ein verkürztes Verständnis der transzendentalen Begründung des Rechtsprinzips vor der Rechtserfahrung zu errichten scheint. Es ist die feste und breite Fundierung des Privatrechts in den Konflikten des Alltags und in den daraus hervorgehenden Spielregeln der zwischenmenschlichen Beziehungen, die den philosophisch angeleiteten Ausgleich zwischen dem Recht als allgemeiner sozialer Verhaltensordnung und der Achtung der sittlichen Autonomie der einzelnen Person ermöglicht. Coing verstand die Rechtswissenschaft als Geisteswissenschaft. Zu ihren Aufgaben gehört die Kritik des geltenden Rechts und die Entwicklung von Leitlinien für seine zukünftige Entwicklung. Grundlage aller juristischen Arbeiten, so heißt es zum Abschluss seiner in fünf Auflagen erschienenen – seiner Frau Hilde Coing gewidmeten – Rechtsphilosophie, sind Texte und ihre Interpretation. Als Wissenschaft von den geltenden Ordnungen ist die Rechtswissenschaft angewendete Geisteswissenschaft. Aber das Recht als ihr Gegenstand ist mehr als Ordnungsmacht einer gegebenen Gesellschaft. Wahres Recht beruht auf sittlichen Grundwerten, also auf dem Streben nach Gerechtigkeit, auf den Werten der Person und der Persönlichkeit, auf den Umgangswerten der Treue und der Zuverlässigkeit, auf dem Vertrauen und der institutionellen Eigengesetzlichkeit der menschlichen Verbände (Oberste Grundsätze, S. 50). Wenn Helmut Coing in seiner Rechtstheorie dem sittlichen Bewusstsein des Menschen und der Bindung des Rechts an ethische Werte eine so grundlegende Bedeutung beimisst, dann ist damit keine Blindheit gegenüber der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit verbunden. Es ist vielmehr ein Kennzeichen dieser Methode, dass sie Recht und Rechtswissenschaft als Teil einer universalen Wissenskultur ver-

steht, deren Wertvorstellungen in Texten aufbewahrt sind. Deshalb gehören Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung, die Helmut Coing in Vollendung praktiziert hat, zu den Methoden, mit deren Hilfe sich oberste Grundsätze des Rechts ermitteln lassen. Teil dieser Bemühung ist stets die Konfrontation normativer Maßstäbe mit der sozialen Wirklichkeit oder – wie er es selbst gern genannt hat – mit der »Natur der Sache«. Das sind die Besonderheiten, die bestimmte Lebensverhältnisse und die in ihnen wirksamen Werte kennzeichnen: die dem Ethos wissenschaftlicher Objektivität verpflichtete Forschung und Lehre in der Universität; die Glaubenssätze der Religion in der Ordnung der Kirchen; die grundrechtlich zu gewährleistenden Grenzen des Gehorsams gegenüber dem Staat; die Arten der Wirtschaftsplanung in den verschiedenen Wirtschaftsordnungen.

Helmut Coing hat sein so begründetes Verständnis von Rechtswissenschaft als Teil der Geisteswissenschaft zum Maßstab seines wissenschaftlichen Werkes und seiner Arbeit in Wissenschaftsverwaltung und Wissenschaftspolitik gemacht. Anhand der Wirkungsgeschichte des römischen Rechts hat er die Bausteine für ein System des europäischen Privatrechts in der Gegenwart herausgearbeitet. Das geschieht anhand der Erforschung des europäischen Gemeinen Privatrechts, das bis etwa zur Französischen Revolution zum gemeinsamen europäischen Erbe gehörte.

Die äußeren Stationen der wissenschaftlichen Tätigkeit bestätigen den großen Grundzug dieser Fragestellung. An der Universität Frankfurt, wo er seit 1946 den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht und Römische Rechtsgeschichte innehatte, beteiligte er sich als Mitdirektor an dem Stiftungsinstitut für ausländisches und internationales Wirtschaftsrecht, dessen Gründung auf eine Anregung von Walter Hallstein zurückging. 1964 folgte die Gründung des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt. Einen wissenschaftlichen Schwerpunkt der eigenen Arbeiten und der des Instituts bildeten – ganz in Übereinstimmung mit dem Verständnis von Rechtswissenschaft als Geisteswissenschaft – die Geschichte der Universitäten und des Rechtsunterrichts in Europa. Das Instituts-

projekt eines Handbuchs der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte, das in sechs Bänden vorliegt, ist nach seiner Emeritierung unvollendet geblieben. Für die europäische Rechtsentwicklung ist es jedoch von hervorragender Aktualität. Europäisches Privatrecht gehört zu den höchst aktuellen Vorhaben einer europäischen Rechtswissenschaft. Die von Helmut Coing nach seiner Emeritierung geschriebene »Geschichte des Europäischen Privatrechts von 1500 bis 1914« fordert zur Fortsetzung heraus. Sie ist durch ihre strenge Systematik zukunftsfähig als Kritik der offiziellen, in Einzelfragen befangenen Rechtsangleichung in der EG; und sie ist anschlussfähig an das moderne Privatrecht, das nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Planwirtschaften eine weltweite Renaissance erlebt.

Auf diesem Hintergrund einer wahrhaft europäischen Wirksamkeit sollten die Beiträge zum deutschen Privatrecht nicht vernachlässigt werden. Sie reichen für sich allein aus, um das Leben eines Rechtslehrers auszufüllen: das in mehreren Auflagen erschienene Lehrbuch des Erbrechts von Kipp/Coing und die Kommentierung des Allgemeinen Teils in dem traditionsreichen Großkommentar zum BGB, der nach seinem ersten Herausgeber »der Staudinger« heißt. Helmut Coing hat – wiederum ganz in Übereinstimmung mit seiner eigenen Wissenschaftstheorie – der Wissenschaftsverwaltung und Wissenschaftspolitik maßgebliche Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaften beigemessen. Als Rektor der Universität Frankfurt wurde er zum Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz gewählt (1955-1957). Die Entwicklung des Wissenschaftsrats hat er maßgeblich beeinflusst. Von 1958 bis 1961 war er dessen erster Präsident. In der Max-Planck-Gesellschaft wirkte er als Vizepräsident von 1978 bis 1984. Als sein Nachfolger in diesem Amt habe ich erfahren, wie grundlegend sein Rat in den Gremien der Gesellschaft über die geisteswissenschaftliche Sektion hinaus gewesen ist.

Das von ihm geleitete Max-Planck-Institut wurde zu einem Refugium, in das er sich unter dem Eindruck der Entwicklungen zurückgezogen hat, die wir unter Hinweis auf das Jahr 1968 kennzeichnen. Wir sollten darin keine Resignation erkennen, wohl aber die Reak-

tion eines Mannes, der seine Universität erneut gefährdet sah und sich auf ideologische Grabenkämpfe nicht mehr einlassen mochte. Die Lasten des Alters sind Helmut Coing nicht erspart geblieben. Sobald er deren erste Anzeichen bemerkte, zog er sich zurück. Wir können nicht klagen, dass ein in der Zeit erfülltes Leben sein Ende gefunden hat. Aber wir dürfen beklagen, dass wir die Gegenwart seines hellen Geistes entbehren und den Glanz seiner Rede nicht mehr bewundern können. Vorherrschend aber bleibt die Dankbarkeit, dass ein Weltbürger und Rechtsgelehrter von wahrhaft europäischem Rang in unserem Land gelehrt und gewirkt hat.

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

28. MÄRZ 1911 – 16. DEZEMBER 2000



Walter Leibson }

Gedenkworte für
HEINZ MAIER-LEIBNITZ

von
Rudolf Mößbauer

Herr Bundespräsident,
eigentlich wollte ich hier »liebe Frau Noelle-Neumann« sagen, aber Frau Professor Noelle-Neumann hat aus gesundheitlichen Gründen abgesagt, so dass ich diese Gedenkworte für Heinz Maier-Leibnitz in Abwesenheit seiner Witwe sprechen muss.

»Wie kommt man auf etwas einfaches Neues«, so lautete das Thema der Abschiedsvorlesung von Heinz Maier-Leibnitz am 26. Februar 1980, anlässlich seiner Emeritierung von der Technischen Universität München. Er nahm mit diesen Worten Abschied vom Physik-Department, das er 1962 etabliert hatte, um Lehre und Forschung auf eine breitere Basis zu stellen, gemeinsam mit mir, nachdem ich für eine 1955-1957 unter seiner Leitung durchgeführte Doktorarbeit 1961 mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet wurde. Die Einrichtung des Physik-Departments führte zu einem Aufblühen der Physik in München, dem leider mit der von staatlicher Seite später erfolgten Aufhebung des Departments ein völlig unnötiger Dämpfer versetzt worden ist. Zwanzig Jahre später ist nun Heinz Maier-Leibnitz ganz von uns gegangen. Wir, seine Schüler, haben einen großen

Lehrer und Förderer verloren und werden die Erinnerung an ihn stets in Dankbarkeit weitertragen. Es ist dabei besonders bewegend, wenn man für seinen früheren Lehrer den Nachruf zu sprechen hat. Am 16. Dezember 2000 verstarb nach langem schweren Leiden in seinem 89. Lebensjahr Heinz Maier-Leibnitz, em. Ordentlicher Professor an der Technischen Universität München. Ein großer Naturforscher ist von uns gegangen, der nicht nur in Deutschland sehr bekannt und geschätzt war. Heinz Maier-Leibnitz wurde 1911 in Esslingen geboren, studierte an der Technischen Hochschule in Stuttgart und an der Universität in Göttingen. Er promovierte 1935 in Göttingen bei James Franck, dem Nobelpreisträger des Jahres 1925, über »Elektronenstöße mit Helium-Gasatomen« und begann anschließend seine wissenschaftliche Laufbahn in der experimentellen Kernphysik bei Walther Bothe am Kaiser-Wilhelm-Institut in Heidelberg. 1937 heiratete er seine erste Frau Rita, die 1971 verstarb. Aus dieser Ehe gingen drei Töchter hervor. Seit 1980 war er mit der Gründerin des Institutes für Demoskopie in Allensbach, Frau Professor Noelle-Neumann, verheiratet.

Im Jahre 1952 folgte er als Nachfolger von Walter Meissner einem Ruf auf den Lehrstuhl für Technische Physik an der Technischen Hochschule München. Zugleich wurde er Leiter des Laboratoriums für Technische Physik. In dieser Zeit wurde unter seiner Leitung der erste Forschungsreaktor Deutschlands gebaut, ein Swimming-Pool-Reaktor, bekannt als das Garching Atom-Ei. In Frankreich schuf er, zusammen mit dem französischen Nobelpreisträger Louis Néel, das Institut Max von Laue – Paul Langevin und den mit diesem Institut verbundenen europäischen Höchstflussreaktor, dessen erster Direktor er von 1967 bis 1972 war. Er war vom Nutzen der Atomenergie zeit lebens überzeugt, hat am Protest der 18 deutschen Atomwissenschaftler teilgenommen und die »Göttinger Erklärung« vom 12. April 1957 gegen eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr mit unterzeichnet. Von 1974 bis 1979 war er Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Er war seit 1976 Mitglied des Ordens »Pour le mérite« und war von 1979 bis 1984 dessen Kanzler. Am 2. Juni 1997 hat er mich mit einer sehr herzlich gehaltenen Rede in diesen Orden aufgenommen.

In München hatte er zusammen mit seinen Assistenten rund 100 Diplomanden und Doktoranden zu betreuen. Der großen Zahl von Mitarbeitern hat er entscheidende Impulse für ihre Arbeit in Wissenschaft und Technik vermittelt, wobei er dem Einzelnen eine außerordentliche Freiheit in der Durchführung der vermittelten Anregungen und der Entwicklung seiner Fähigkeiten gelassen hat und es darüber hinaus auch verstanden hat, die für eine wissenschaftliche Tätigkeit so wichtige Atmosphäre zu vermitteln.

Maier-Leibnitz befasste sich besonders mit Problemen der Neutronen-Optik, woraus eine große Zahl von methodischen Erfindungen, Anregungen und Denk-Anstößen hervorging. Als wohl wichtigste Arbeit ist hier die Erfindung der Neutronenleiter zu nennen, die es ermöglichte, an einem Reaktor mit seinem beschränkten Durchmesser eine enorme Zahl von Experimenten zu installieren. Herr Maier-Leibnitz hat mit diesen Methoden erreicht, dass der Forschungsreaktor in Grenoble eine internationale Spitzenstellung unter den Forschungsreaktoren auf der Welt eingenommen hat und noch heute einnimmt.

Er war erster deutscher Präsident der »International Union for Pure and Applied Physics« (IUPAP) und war Vorsitzender der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Die Zahl der von Herrn Maier-Leibnitz erfahrenen akademischen und politischen Ehrungen ist außerordentlich, wie eine kurze Auswahl zeigen möge: So verliehen ihm die Universitäten von Wien, Grenoble und Reading die Ehrendoktorwürde und der Freistaat Bayern den Bayerischen Verdienstorden und die Verfassungsmedaille, die Bundesrepublik Deutschland das große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband, Österreich das Verdienstkreuz für Wissenschaft und Kunst, während Frankreich ihn zum Offizier der Ehrenlegion ernannte. Er war auch Mitglied des Bayerischen Maximiliansordens. Die Deutsche Physikalische Gesellschaft verlieh ihm die Stern-Gerlach Medaille und ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Aber am wichtigsten war wohl der Dank und die Verehrung, die ihm von seinen zahlreichen Schülern entgegengebracht werden.

Wir verneigen uns vor Herrn Heinz Maier-Leibnitz.

VORTRAG VON HANS BELTING

HANS BELTING

SISYPHOS ODER PROMETHEUS?

ÜBERLEGUNGEN ZU KUNST UND TECHNOLOGIE

1.

Die Frage nach Kunst und Technologie, so wie ich sie verstehe, entsteht nicht aus dem Zweifel, ob Kunst in den heutigen Technologien möglich sei. Daran kann kein Zweifel bestehen, wie der Erfolg der so genannten Medienkunst beweist. Vielmehr frage ich nach dem Sinn, den bildende Kunst in der technologischen Koexistenz (manche sprechen von Konvergenz) haben bzw. behalten kann. Kunst und Technologie waren bis zur Romantik Rivalen auf dem Feld von Fortschritt und Entdeckung. Für Leonardo da Vinci waren sie noch ein gemeinsames Projekt. Doch hat die Technologie diesen Wettlauf mühelos gewonnen. Sie hat die Welt mit ihrem Modell globaler Identität erobert und unsere Wahrnehmung revolutioniert. Die Frage ist nicht, ob es im Schatten der virtuellen Welten noch Kunst geben kann oder muss, sondern, *wie* der Sinn von Kunst heute begründet werden kann.

Das alte Recht auf den Schutz ihres Freiraums bietet der Kunst auch heute noch eine geschützte Sonderstellung an. Während die anonyme Öffentlichkeit der Massenmedien die privaten Träume mit kom-

merzieller Gewalt kolonisiert, besitzen die Künstler noch das Recht auf öffentlichen Selbstaussdruck, was selbst für Mandatsträger oder Wirtschaftsmagnaten unschicklich wäre, wenngleich sich dabei Parallelen zu den Hofnarren ergeben, die an mittelalterlichen Höfen die einzigen freien Menschen waren. Die Kontroversen berühren folgerichtig heute das fortbestehende Recht der Künstler, mit persönlicher Autorität die ungelösten Fragen des Menschseins zu stellen, die im Überfluss banaler Antworten, die wir ehrfürchtig Information nennen, nahezu verloren gehen. Die Kunst, wenn sie ihrem eigenen Begriff genügt, verlangt von uns eine semantische Anstrengung, die in der aktuellen Kunstszene allerdings immer seltener gelingt. Sie unterscheidet sich von der Anbietung der schnellen Medien nur dann, wenn sie »dunkel, langsam und komplex« ist, wie es der Regisseur Peter Sellers bei der Verleihung des Erasmus-Preises kürzlich sagte.

Der Verlust des Subjektbegriffes entspricht dem Verlust des Autors/Schöpfers in der Kunst, doch werden die beiden Diskurse oft getrennt geführt, der eine unter dem Begriff »Das Verschwinden des Subjekts«, der andere unter dem Begriff »Der Tod des Autors«. Im Falle des Subjekts handelt es sich wohl eher um eine *Subjektflucht*, um eine Flucht aus dem Subjekt, das sich hinter Medien, Konsum oder politischer Anpassung dissimuliert. In der Kunst ist die Parallele dazu der Verzicht auf die Bürde der Autorschaft, also auf eine Kunst, die sich persönlich ausdrückt und für ihren Ausdruck persönlich haftet. Copyright-Themen werden verschämt an ihre Stellen gerückt, hastig legitimiert durch all jene objektiven Probleme, die tatsächlich entstehen, wenn an der technologischen Herstellung von Kunst viele Hände beteiligt sind, die den Ursprung des Werks in einem persönlichen Entwurf leugnen. Diese technischen oder rechtlichen Probleme dürfen aber nicht zum Freibrief für die ironische oder defaitistische Leugnung der Künstlerperson werden.

Die Technologie kommt überall dort ins Spiel, wo die Geschichts-idee heute ausgedient hat. So bestaunen wir den technologischen Fortschritt, so wie wir früher den demokratischen oder sozialen Fortschritt bestaunt haben. Neben dem Kapital ist die Technologie un-

sere erste Kultfigur geworden und wird also auch in der Kunst bewusst oder unbewusst zum Auftritt gebeten. Natürlich können Kunst und Technologie interagieren. Aber fällt Kunst heute noch ein Sinn zu, den nicht auch Technologie für sich beanspruchen kann und der sie von Technologie unterscheidet? Diese Frage wird von vielen Künstlern verneint. Natürlich forcieren die Dinge aus taktischen Gründen, wenn ich danach frage, ob wir noch Kunst brauchen, wo wir doch schon eine virtuelle Welt des perfekten Scheins besitzen, die uns die Technologie ins Haus liefert. Die Differenz zur Technologie, wenn sie denn zu benennen ist, würde uns eine neue Begründung von Kunst in unserer kulturellen Praxis liefern. Auch über das Verhältnis von Erfinder und Schöpfer ist eine gewisse Verwirrung entstanden. Mit dem Selbsta Ausdruck, der im Begriff des Schöpfers liegt und emotionale Implikationen enthält, kommt wiederum das Individuum in Sicht.

Das mag im Zeitalter der Netze und Märkte seltsam klingen. Das künstlerische Subjekt könnte im globalen Austausch von Bildern, die sich immer ähnlicher werden, nur mit einer Identität auftreten, die in einer lokalen Kultur bestimmt werden kann (das gilt gerade auch für den Westen). Ähnlich ist das Konzept einer universalen Kunstgeschichte, wie sie das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, als eine lokale Wahrheit entlarvt. Das Kunstschaffen, in dem eine lineare Geschichtsidee das Verhältnis eines jeden Werks ebenso zur Tradition wie zum Fortschritt ordnet, steht als Konzept in der Begegnung mit anderen Kulturen inzwischen unter einem Begründungszwang. Der Rückzug der Kunst in private Träume und Ängste, wie auch die spielerische Geste, mit der sie heute auftritt, ist eine Reaktion auf den Gesinnungswandel, der gegenüber der alten Verpflichtung auf die Geschichtsidee in der Kunst stattgefunden hat.

Der Zusammenhang des westlichen Subjektbegriffs mit der westlichen Kunstidee wird gerade an der Kontroverse um die nächste *documenta* ablesbar. Eine erste »Plattform« in Wien, mit welcher die *documenta* bereits ein Jahr früher für »eröffnet« erklärt wurde, war mit Wissenschaftlern statt mit Künstlern im üblichen Verständnis besetzt. O. Enwezor strebt in Kassel nicht so sehr eine Kunstaustel-

lung als vielmehr ein Diskussionsforum an, auf dem »die Prozesse, die Wissen erzeugen«, als Prämissen kultureller Identität vorgestellt werden. Was hier, und demnächst in Kassel, zur Debatte steht, ist aber nicht die Ausstellung als Institution, sondern eine Revision des künstlerischen Subjekts. In anderen Kulturen, die heute an der Kunstszene partizipieren, benutzen KünstlerInnen derzeit strategische Positionen, mit denen politische Handlungsmuster entworfen werden. Deshalb machen sie von dem Freiraum der Kunst Gebrauch, auch wenn sie dafür bei sich noch gar keine Tradition vorfinden. Der Subjektbegriff ist in diesem Szenarium ein deutlich anderer als der, von dem mein Text handelt. Dort hat das künstlerische Subjekt noch nicht den Status erreicht, um den wir immer noch streiten, und hat ihn andererseits zeitlich überholt und inhaltlich überwunden. So ist auch dort der persönliche Werkausdruck keine zwingende Vorstellung mehr. Das Kontrastbild, das sich hier entfaltet, wird uns die Subjektbindung bewusst machen, die in der westlichen Tradition von Kunst immer noch besteht. Geht es hier um eine Individualisierung oder Humanisierung der Technologie, so geht es dort um ihre Politisierung.

2.

Bleibt der Sinn von Kunst noch an ein individuelles Weltbild gebunden und gehört Individualität, aller postmodernen Theorie zum Trotz, noch zum Gesetz der Kunst? Im Zeitalter anonymer Medien richtet sich der Blick erneut auf das so auffällige »Ich« der KünstlerInnen, mit dem sie sich an ihre Betrachter wenden, um sich das beiderseitige Recht auf Imagination zu bestätigen. Die Imagination wird heute von der Fiktion bedroht, die den Hauptsinn der medialen Konsumkultur bildet. Der Krieg der Träume, schreibt Marc Augé in seinem gleichnamigen anthropologischen Versuch, findet zwischen dem symbolischen Bereich der persönlichen Imagination und dem fiktionalen Bereich der kollektiven Medien statt. An diesem Krieg nimmt die Kunst entweder als Mitläuferin der Medien oder aber als Partisanin eines Subjekts teil, das sich noch selber sucht.

Individualität war in der Kunst allerdings lange darin begründet, dass man Künstlern im Medium eines persönlichen Werks begegnete. Heute kündigen die Künstler jedoch vielfach den alten Schöpfungsgestus auf, an dem die Aura der eigenhändigen und unikalenen Schöpfung hing. Sie antworten auf diesen Entzug der Aura damit, dass sie die offene und kritische Reflexion über Kunst und ihren Status zu ihrem Thema machen. Ihr Auftritt ohne Werk im üblichen Sinn erscheint paradox, wenn sie trotzdem den Künstleranspruch aufrechterhalten, und doch war auch die Werkschöpfung meist nicht Produkterzeugung, sondern eine symbolische Handlung, mit der sich ein »Ich« im Medium eines Werks repräsentierte. Diese symbolische Handlung setzt sich auf alternative Weise fort, wenn sich die KünstlerInnen, ob in ihrem echten Körper oder als Regisseure einer Performance heute dort zu Wort melden, wo sie sich bislang von ihren Werken vertreten ließen. Selbst unter diesen Bedingungen geht es aber immer noch um die Frage, wie die Phantasie von A (Künstler) die Imagination von B (Betrachter) erreicht, auch wenn dafür das klassische Paradigma des Werks ausfällt.

Die Bewunderung für die alte Schöpferrolle gilt im breiten Publikum inzwischen den Wundern der Technologie, die sich aber von ihren Erfindern lösen und andere Träume, die Träume einer Überwindung menschlicher Grenzen, erfüllen. Walter Benjamin konnte einmal sagen, die Kunst sei die Statthalterin der Utopie. Das war eine Position der künstlerischen Avantgarde, deren Utopie es auch war, das Leben in der Gesellschaft zu revolutionieren. Heute würde Benjamin diese Position nicht mehr vertreten, denn die Utopie ist an die Technologie abgewandert, in der vieles machbar erscheint, was in der Kunst nur ein Stoff der Träume war. Aber die Utopie hat in der Technologie einen anderen Sinn, weil sie sich auch gegen den Menschen und seine »Antiquiertheit« (G. Anders) richten kann und die Selbsterfindung eines neuen Menschen propagiert. In dieser Situation fällt auf die alten Protagonisten Prometheus und Sisyphos ein neues Licht.

3.

Die beiden Mythen von Prometheus und Sisyphos sind in der Kunstliteratur ein alter Topos, aber sie verlangen gerade deswegen heute nach einer neuen Bewertung. Prometheus wird im Folgenden zu kurz kommen, denn es scheint, als habe ihn inzwischen die Technologie für sich reklamiert, während Sisyphos, eine immer noch umrätselte und missverstandene Gestalt als Statthalter des Menschen und seines Schicksals, für die Kunst vielleicht die größere Bedeutung gewinnt. Prometheus war lange Zeit ein Inbegriff des Kunstmythos, weshalb seine Ablösung durch Sisyphos, als Prototyp des heutigen Künstlers, einer besonderen Begründung bedarf. Prometheus, der den Erfinder verkörpert, brachte der Menschheit einmal die Götterprivilegien »Feuer und Freiheit, Technik und Kunst«, wie Albert Camus 1946 in seinem Text »Prometheus in der Hölle« schreibt. Während die Moderne allein die Maschine verehere und in der Kunst ein hemmendes »Zeichen der Knechtschaft« erblicke, habe Prometheus »die Maschine nicht von der Kunst trennen« wollen. Es ist zweifelhaft, ob diese Position heute noch aktuell ist, aber Camus endet mit einer Frage, die uns immer noch bewegt, wenn er danach fragt, »ob es noch erlaubt sei, den heutigen Menschen zu retten«. Der Diebstahl der Technologie war bei Prometheus ein Akt der Revolte gegen die Götter und wurde von ihnen mit der Fesselung an den Kaukasus bestraft, bei der ihm ein Adler täglich in die Leber biss. Auch Sisyphos wurde für seine Listen, eine schöpferische Tat anderer Art, bestraft, doch haben wir seine Taten über der Straftat vergessen. Der »sehr weise« Sisyphos, wie ihn die Griechen nannten (vielleicht war er der Vater des Odysseus?), hatte den Zorn der Götter auf sich gezogen, als er den Thanatos fesselte und dadurch eine Zeit lang den Zustrom des Totenreichs sperrte. Später, als er selbst unter den Toten weilte, gelang ihm für kurze Zeit die List, in die Menschenwelt zurückzukehren, aus der er kam. Erst dann wartete auf ihn der Steinblock, den er auf ewig den Hang der Vergeblichkeit hinaufrollt. Mit diesem Schicksal konnte er erst in der Moderne zum Prototyp des Menschen werden, der die alten Lasten des Lebens

immer von Neuem auf seine Schultern nimmt und damit das Verschwinden des Menschen in A. Huxleys »brave new world« hinaus-zögert. Karl Kerényi sah in der Bestrafung des Sisyphos eine Meta-pher für die alten Wiederholungszwänge, die in den schicksalhaften Grenzen des persönlichen Lebens liegen.

Joseph Beuys fragte 1985, in einem Künstlergespräch, das er mit drei Kollegen in Basel führte, immer wieder bohrend nach dem Sinn des Kunstmachens in der veränderten Welt von heute. Man kam dabei auch auf Prometheus zu sprechen, der als Revolutionär, und als Gegen-spieler der Götter, so oft für die Künstlerrolle in Anspruch ge-nommen worden war. Aber Beuys bestand plötzlich darauf, dass Epi-metheus, der Versöhner, ebenso wichtig werde, weil nur er »die Sinnzusammenhänge der Kultur aufrecht erhält«, auf die das Kunst-machen wie auf nichts anderes angewiesen sei. Die Revolte habe sich verbraucht, weil das, wogegen sie sich gerichtet habe, keinen Widerstand mehr biete, sondern selbst in Auflösung begriffen sei. Man müsse Prometheus und Epimetheus gemeinsam zum Auftritt bitten, doch dann handele es sich um »eine Kunst, die wir erst erfin-den müssen«. Diese letzte Bemerkung führt an den Nerv der Sache, denn sie setzt voraus, dass Kunst immer wieder neu erfunden werde, wenn sie ihren Sinn, und ihre dynamische Eigenbewegung, behal-ten wolle.

Deshalb ist auch der Rollenwechsel, von dem ich spreche, allein aus dem aktuellen Umfeld der heutigen Kunst zu begründen. Es ist ein Rollenwechsel, der entweder schon stattgefunden hat oder von den heutigen Künstlern verweigert wird. Sisyphos ist ein möglicher Ge-genspieler des Prometheus, so wie Kunst im Widerspruch zur tech-nologischen Revolution eine mögliche Rolle finden kann: nicht in-dem sie für sich die Ausdrucksformen der Technologie verweigert, sondern indem sie die Überwindung des Menschen verweigert, die als Vision der Technologie immer mehr Bedeutung gewinnt. Die Künstler, wenn sie diese Rolle spielen, treten nicht mehr, wie so oft, als Repräsentanten einer autonom gewordenen Kunst, sondern als Repräsentanten ihrer selbst und deshalb als Garanten eines autonomen Subjekts mit der Fähigkeit der Selbstbestimmung auf.

Albert Camus verband in einer anderen geschichtlichen Situation den Mythos des Sisyphos in seinem gleichnamigen Buch, einem »Versuch über das Absurde«, mit dem Künstlermythos. Als er das Buch 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, veröffentlichte, plädierte er für die künstlerische Revolte gegen die Erfahrung einer absurden Welt. Sisyphos weiß um seine Vergeblichkeit, und allein dieses Wissen um sein Schicksal gibt ihm die persönliche Autonomie zurück, die er sonst verlieren würde oder verloren hätte. Der schöpferische Mensch antwortet auf die Welt, deren Wirklichkeit er absurd findet, mit dem hartnäckigen Versuch, »seine eigene Wirklichkeit zu erschaffen«, womit Camus in seiner Geste die Selbstbehauptung des Subjekts erkennt. Der Kampf um die Gipfel, die er immer wieder verliert, gebe dem Menschen gerade dadurch einen unverlierbaren Sinn. Louise Bourgeois, die Altmeisterin der modernen Skulptur, äußerte sich ganz in diesem Sinne als emphatische Anhängerin des Sisyphos. Als Künstlerin, so heißt es kürzlich in einem Interview, kletterte sie »jeden Tag diesen gleichen Berg hoch. Das ist der existentialistische Hintergrund meiner Arbeit.«

Damit ist das Stichwort gefallen, mit dem man auch Camus, wenn man nur will, sofort historisieren kann. Der Existentialismus ist inzwischen zur historischen Erinnerung geworden. Gilt das aber auch für sein Thema? Lässt sich die Existenz eines selbstverantwortlichen Subjekts ein für allemal in den Schubladen der Geschichte ablegen? Sicher leistete sich Camus von Kunst noch einen großen Begriff, der leider altmodisch geworden ist. Deshalb sah er in ihr die Geste der Auflehnung des Individuums gegen jene kollektiven Gegenspieler, die er getreu dem antiken Sprachgebrauch »Götter« nannte. Da Sisyphos seine Rolle durch eine subversive Auffassung überwand und dadurch seine Autonomie behielt, konnte man sich ihn als einen »glücklichen Menschen vorstellen«. Man braucht solche Gedanken nur auszusprechen, um sich der Sinnleere bewusst zu werden, in die sie seither gefallen sind, als seien sie zu Parodien ihrer selbst geworden. An der Maske der Freiheit, die im Begriff des Absurden liegt, scheint inzwischen der Geruch eines Subjekts zu hängen, dem wir Autonomie nicht mehr zubilligen wollen. Während die Technologie

uns zur Flucht in die virtuelle Welt lockt, müssen sich die Künstler fragen, ob sie trotz des schleichenden Sinnverlusts der Kunst ihre Kräfte noch am Stein des Sisyphos verbrauchen wollen, der immer wieder an den Anfang zurückrollt und deshalb noch einmal ihre Kräfte fordert.

Fortschritt und Scheitern zeugen nicht von ungefähr gegeneinander, weil sie auf verschiedenen Ebenen, der kollektiven bzw. der individuellen, liegen. Scheitern ist kein Thema der Technologie, aber wohl eines der Kunst, wie es auch eines des Menschen ist, der dennoch, wie es W. Gaddis vor seinem Tode sagte, den »Kampf auf verlorenem Posten« besteht. Ich rede nicht davon, dass die Kunst scheitern könnte oder gescheitert wäre. Ich rede auch nicht von dem täglichen Scheitern der Künstler im Kampf um ihr Werk, sondern davon, dass Kunst Scheitern zu ihrem Thema gemacht hat, um damit das Menschsein darzustellen. Im Mythos der Bestrafung, die nur ein Individuum erleiden kann, ist eine persönliche Transgression angedeutet, die auch zu meinem Thema gehört. Die Bestrafung erfolgte im Schatten des Todes, und damit kommt noch einmal das Individuum ins Spiel. Die Künste werden im Schatten des Todes geboren. Das Bildermachen begann einmal im Totenkult als Antwort auf das Trauma des Todes. Die Technologie wird aber in dem Impuls erfunden, den Tod loszuwerden, und ist folglich nicht mehr an die gleichen Sinnfragen gebunden.

Eugène Ionescu, der übrigens in hohem Alter noch das Bildermalen für sich entdeckte, ist ein Künstler von ähnlichem Schlage wie Camus gewesen, auch wenn er ganz andere Spielformen benutzte. Auf die Machtansprüche einer Gesellschaft, in welcher der Einzelne entfremdet wird, antwortete er in den »Nashörnern« mit einem Protest gegen das Kollektivdenken, um es in einem radikalen Individualismus zu überwinden. »Die entscheidende Frage ist: Wer sind wir, woher kommen wir, wohin gehen wir? Die einzige Antwort ist die Frage selbst.« »Ein Kunstwerk muss alles in Frage stellen: das ist sein Ziel.« Ionescu spielt mit den drei anthropologischen Grundfragen auch auf den Titel von Gauguins Hauptwerk an, das 1896 auf Tahiti entstand, als der Maler, enttäuscht von der europäischen Kunstrouti-

ne, am anderen Ende der Welt und für sich allein, in der eigenen Kunst die Synthese des Ich mit einer naturhaften Weltordnung erkämpfte. Gauguin, Camus und Ionescu sind vielleicht alle drei Romantiker »après la lettre« gewesen. Man darf sie wohl nur noch in einem Akt der Erinnerung erwähnen, um sich nicht dem Verdacht eines anachronistischen Romantizismus auszusetzen. Man könnte Don Quichote hinzufügen. Wir mögen heute das »Theater der Ablenkung« bevorzugen, wie es Ionescu nannte, und uns dort mit sekundären Problemen beschäftigen, und doch lassen sich »die fundamentalen Wahrheiten« des Menschseins, von denen er sprach, auf Dauer nicht verdrängen, ohne dass auch die Kunst nur als eine leere Begriffshülse zurückbleibt und ihre Rechte verliert.

Die Kunst ist keine Leistungsschau, die mit immer neuen Beweisen vor unseren Augen ihre Existenz rechtfertigen muss. Ihr Sinn ist der Sinn, den nur wir ihr geben können, wenn wir uns überhaupt auf die Zumutung einlassen, die sie in sich trägt. Kunst besitzt die kostbare Domäne des Symbolischen. Die Fiktion gehört zwar zu ihren alten Strategien, aber stellt nicht ihr wahres Anliegen dar. In der Geschichte der menschlichen Imagination hat Kunst tiefe Spuren hinterlassen. Mit ihrer Erinnerung an den Menschen widersetzt sie sich dem vergesslichen Reduktionismus der heutigen Medienwelt. Im Museum, einem Schatzhaus der Mnemosyne, empfängt auch heutige Kunst einen Sinn, den sie nicht selber aufbringen muss. Aber sie wird an dieser Tradition auch gemessen. Es ist unmöglich, zu vergessen, was Kunst einmal war, wenn wir danach fragen, was Kunst heute sein kann. Der Mensch, das Mängelwesen im Sinne Arnold Gehlens, reflektiert seine Bedingungen und transzendiert seine Bedingtheit im Spiegel der Kunst. Auch Bilder, die einmal etwas bedeutet haben, zeugen in der Kunst gegen die Bilderflut, die wir täglich veranstalten und konsumieren. Die Bilder der Kunst haben davon gelebt, das Rätsel der Sichtbarkeit darzustellen, indem sie es aus einem Abgrund des Unsichtbaren bargen. Sichtbarkeit gewinnt ihren Rang aus der Referenz auf das Unsichtbare, Darstellung ihre wahre Bedeutung aus dem, was undarstellbar bleibt.

Im Ritual der Wiederholung, das im Mythos des Sisyphos erzählt wird, liegt mehr als nur das alte Lebensmuster, denn Wiederholung bedeutet auch, nicht an ein Ende kommen zu wollen, indem man das Ende hinausschiebt. Das heißt nicht, immer auf gleiche Weise Kunst zu machen (Kunst ist in der Verwandlung eine bewährte Virtuosin). Es gehört Mut dazu, überhaupt noch Kunst zu machen trotz des Wissens, wie viel Kunst bereits hinter uns liegt. Ähnlich könnte man sagen, immer wieder leben wollen, wo doch so viele Tote uns zur Wiederholung zwingen. Vielleicht kann man diesen Gedanken an einem anderen Thema, dem Ritual des Bildermachens, noch einmal verdeutlichen. Warum machen die Menschen immer wieder Bilder, obwohl sie von so vielen Bildern enttäuscht wurden, die allzu schnell veralteten? Das Bildermachen ist dabei nicht erlahmt, sondern lebt im Gegenteil von einem Widerspruch gegen die Vergeblichkeit, endgültige und wahre Bilder zu erzeugen. Wir können nicht aufhören, an Bilder zu glauben, mit denen wir die alten Erfahrungen wie Tod und Zeit stets wieder neu bewältigen. Bilder in diesem Sinne sind Deutungen und keine Fakten. Sie widerlegen auch die heutige Ideologie, wir wüssten alles über die Welt und brauchten es nur durch Informationen zu vermitteln. Im Ritual des Bildermachens, das so alt ist wie die Kulturen der Menschheit, setzt sich das Ritual des Sisyphos, ein anthropologisches Ritual, fort.

Wenn die Kunst ihre Rolle als Repräsentantin des Menschen, die absurde Rolle des Sisyphos statt der Fortschritts-Rolle des Technologen Prometheus, noch ausübt, so geschieht es nicht, weil alles beim Alten bleiben müsste. Die Metamorphose ist das älteste Gesetz der Kunst. Zwar wird sie vom Verdacht, am Ende zu sein, seit dem Beginn der Moderne begleitet oder verfolgt, doch probt sie immer wieder neue Rollen und vergrößert durch anarchische Aktivitäten den Aktionsraum, den man ihr zugewilligt hat. Aber die Bindung an das Subjekt, das sich in ihr ausdrückt, wie verschieden auch immer, bleibt auch heute ihre wichtigste Rechtfertigung. Wenn wir diese Bindung als entbehrlich ansehen, dann brauchen wir auch nicht

mehr von Kunst zu reden, es sei denn, wir lieben Begriffe, die wir nur noch nach Belieben zitieren. Die Kunst war und ist eine Waffe gegen die Vergänglichkeit. Sie lebt vom Selbstaussdruck des Künstlers statt von Kommunikation. Man mag darin ein romantisches Konzept sehen, von dem man lieber in der Vergangenheitsform spricht. Dann müsste man aber auch konsequent sein und vom Menschen in der Vergangenheitsform sprechen. Solange man das nicht tut, bleibt Kunst in diesem Sinne eine lebendige Erinnerung und abrufbar auf Zuruf.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

HORST ALBACH, PAUL B. BALTES, GÜNTHER Uecker,
IMRE KERTÉSZ, ANTON ZEILINGER

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 11. Juni 2001

HERBERT GIERSCH sprach die Laudatio auf HORST ALBACH:

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister, Herr Ordenskanzler,
meine sehr verehrten Damen, meine Herren!

Menschen können sich ihrer Würde vergewissern, auch indem sie ihre Talente entfalten, darunter die Fähigkeit zum Lernen. Nicht wenig lernt man voneinander im Austausch von Gedanken und Erfahrungen. Der Orden, in den ich Sie einführen darf, lieber Herr Albach, bietet die Gelegenheit dazu in reichem Maße und in einzigartiger Weise, oft am Rande der Agenda mit Themenschwerpunkten, die sich spontan bilden und verlagern, als sei man dem Zeitgeist voraus oder auf der Spur.

Was können Ökonomen wie wir, Herr Albach, zu solchen Themen beitragen, etwa zur aktuellen Diskussion über Bioethik? Einiges schon, meine ich, wenn wir uns der Risiken ebenso bewusst sind wie der Chancen. Von Vorteil ist, dass die Ökonomik hierzulande einen

Werturteilsstreit erlebte, der das normative Bewusstsein geschärft hat. Wir wissen sodann, dass manche Begriffe aus der Alltagssprache, die wir verwenden, je nach Kontext positiv oder negativ besetzt sind und leicht tendenziös wirken. Man denke an das Geld, das anonym und manchmal schmutzig ist, an den Gewinn, den man als Profit diskreditieren kann, oder an die Kosten, die als Opportunitätskosten an Opportunismus denken lassen. Drittens gibt es in der Wirtschaftstheorie den *homo oeconomicus*, der mit seinem ständigen Wägen und Werten eher abschreckend als sympathisch wirkt und uns als Krämerseelen eines verrufenen Manchestertums erscheinen lässt. Angeblich kennen wir, wie Oscar Wilde sagte, den Preis von allem und den Wert von nichts. Das ökonomische Denken wird schließlich dominiert von der Marginalanalyse, der Methode des »Trial und Error« und dem Paradigma der kleinen Schritte, die reversibel sind. Wie kann das »tâtonnement«, so wird man uns fragen, einer Situation gerecht werden, in der es anscheinend um Existenzielles geht, bildhaft gesprochen um den Sprung über einen Abgrund? Dahinter verbirgt sich auch eine Tatsachenfrage: Ist Fortschritt hier und jetzt wirklich unteilbar? Oder darf man grundsätzlich noch annehmen: *Natura non facit saltum*? Fazit: So lauern im Grenzbereich der Disziplinen manche Denkfallen, Anlässe zu Missverständnissen noch und noch. Bei so viel Bedarf an wissenschaftstheoretischer Reflexion dürfte der bioethische Diskurs nicht ohne einen Diskurs über die Ethik des Diskurses auskommen können.

Da möchte man speziell wissen, ob die Annahme der Teilbarkeit, die dem ökonomischen Denken in kleinen reversiblen Schritten mit »trial and error« zugrunde liegt, auf bioethische Fragen angewandt werden kann oder nicht. Dürfen wir hier überhaupt von Nutzen und Kosten reden oder ist dem ökonomischen Denken der Zugang durch Sprechverbote verwehrt?

Aber es ist nicht nur das gesellschaftliche Umfeld, das im Orden wie anderswo ein Anpassen verlangt, vergleichbar dem Wandel der Nachfragestruktur, auf den ein Unternehmen reagieren muss. Populationen und Organisationen verändern sich in ihrer Dynamik und

Binnenstruktur auch aus sich heraus. Man sieht es in diesem Orden am Kernbestand der aktiven Mitglieder, ihrem Gehen und Kommen.

Reden zum Abschied wie die von vorhin werden abgelöst von gegenwartsorientierten Worten zum Begrüßen der anderen – wie jetzt. Und die Ordenszeichen, die die Altvorderen zurückgelassen haben, warten auf die Weitergabe an die Nachfolger. In die knappste Form wohl brachte das Unabänderliche dieses Wandels auf der Angebotsseite Hans-Georg Gadamer mit fünf Worten: »Wir sterben und ergänzen uns.«

Albachs Zuwahl in den Orden ist in dieser Sicht ein perfektes Ergänzen. Umfassender kann es Gadamer kaum gemeint haben. Es zielt auch auf das Erneuern und auf dieses mehr noch als auf das Erweitern. Da Albach fachlich ein weites Feld in den Blick nimmt und niemandem ins Gehege kommt, kann man annehmen, dass der Zuwachs an Humankapital, den er für die Ökonomik im Orden in Aussicht stellt, proportional ist zu dem Anstieg der Kopffzahl von den zwei Ökonomen bisher auf die Drei von jetzt ab. Die Gesamtzahl der Wirtschaftswissenschaftler, die dem Orden je angehört haben, also seit 1842, steigt mit Albachs Zuwahl von acht auf neun.

Es ist dies eine gute Gelegenheit, die Namen der sechs, die im Schatten der Vergangenheit stehen, einmal in Erinnerung zu rufen. Im Rückblick ergibt sich folgende Reihe der Namen und Zuwahljahre:

Erstens: Friedrich August von Hayek, 1977, Nationalökonom und Sozialphilosoph, Träger des Nobel-Gedächtnispreises für Wirtschaftswissenschaft.

Zweitens: Luigi Einaudi, 1956, italienischer Finanzwissenschaftler und Staatspräsident.

Drittens: Alfred Weber, 1954, offiziell als Soziologe registriert, aber als Vater der industriellen Standortlehre für die Ökonomik in Anspruch genommen.

Viertens: Georg Friedrich Knapp, 1918, als Geldtheoretiker bekannt geworden, für den Orden aber auch ein persönlicher Glücksfall – als Vater von Elli Heuss-Knapp, der Frau des Bundespräsidenten, dem der Orden sein Wiederaufleben verdankt.

Fünftens: Gustav von Schmoller, 1899, das Haupt der jüngeren historischen Schule der Nationalökonomik in Deutschland.

Sechstens: Friedrich Wilhelm Benedikt von Hermann, 1861, hoch angesehen als Staatswirtschaftler, Staatsrat und Statistiker, als erster Ökonom berufen, aber erst neunzehn Jahre nach Entstehen der Friedensklasse.

Es ist sofort erkennbar, dass sich unter diesen sechs Wirtschaftswissenschaftlern kein einziger Betriebswirt befindet. Auch Robert Solow und ich gehören nicht zu dieser Zunft. Albach ist also der erste seines Faches im Orden. Und er ist es, weil er in seinem Fach von vielen als der erste Beste oder der Hervorragende unter den Ersten oder der Beste schlechthin angesehen wird oder wurde. Seine Wahl bedarf keiner Rechtfertigung. Im Nachhinein wird man einmal bestätigen, dass es eine gute Wahl war.

Nur ganz wenige werden keinerlei Anflug von Neid verspüren, wenn sie hören, was Horst Albach in puncto Lebensleistung vorzuweisen hat.

Wer kann schon von sich sagen, er habe es geschafft:

- mit 26 Jahren zwei Studiengänge mit der Note »sehr gut« abzuschließen,
- mit 29 Jahren einen Lehrstuhl zu vertreten,
- mit 29 Jahren ein Ordinariat zu übernehmen,
- mit 32 Jahren einer renommierten Fakultät als Dekan vorzustehen,
- mit 50 Jahren eine Akademie ins Leben zu rufen und zu leiten,
- acht Ehrendoktorhüte zu erhalten,
- vier ehrenvolle Rufe abzulehnen,
- 191 Doktoranden an ihr wissenschaftliches Ziel zu führen,
- fünf Jahre als Mitglied im Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung zu wirken,
- vielen Aufsichtsräten anzugehören,
- sehr viele wissenschaftliche Arbeiten zu veröffentlichen und
- zahlreiche Schüler zu haben, die auf Lehrstühlen im In- und im Ausland platziert sind.

Die Betriebswirtschaftslehre, für die Albach steht, ist eine junge Wissenschaft. Als sie mir vor sechs Jahrzehnten im Hörsaal begeg-

nete, gab sie sich eher bescheiden, weit weniger erhaben als die älteren Nachbardisziplinen. Aber sie lockte mit Praxisnähe. Inhaltlich ließ sie in ihrem damaligen Zustand auf leichte Erkenntnisfortschritte hoffen. Von den dünnen Brettern, auf die früher manchmal herablassend angespielt wurde, konnte bald keine Rede mehr sein. Das Aufholen geschah – nach dem Kriege – in Form einer Reintegration und gegenseitigen Penetration der wirtschaftswissenschaftlichen Teildisziplinen, nicht unähnlich dem Prozess der Wirtschaftsintegration in Europa auf dem Marsch in den großen gemeinsamen Markt. Dabei nutzten die Pioniere die Chance, sich das Fundament der modernen Mikroökonomik zu eigen zu machen. Was Gutenberg auf den Weg gebracht hatte, wurde von anderen fortgeführt, nicht zuletzt und vor allem von Horst Albach, dem Schüler, Assistenten, Nachfolger und Schwiegersohn.

Albach selbst ist ein Musterökonom; gemessen an seiner Effizienz ist er ein Ökonom par excellence. Aber es kann, so will es mir scheinen, ein Ökonom nur dann wirklich gut sein, wenn er mehr ist als nur ein Ökonom: fachlich breit fundiert und interdisziplinär so versiert, dass er dem – sich ironisch selbst so nennenden – Imperialismus des Ökonomischen nicht verständnislos gegenübersteht. Gemeint ist der Versuch, den ökonomischen Denkansatz als Prinzip des zweckrationalen Verhaltens für die Nachbargebiete fruchtbar zu machen.

Man denke an die ökonomische Theorie der Politik; an die Institutionenökonomik mit dem Wettbewerb der Systeme, Parteien und Standorte; an die Gesundheitsökonomik; an die ökonomische Theorie der Familie, des Altruismus, der Bildung und der Kriminalität; an die Theorie der Spiele und des wirtschaftlichen Verhaltens; an die Neu-Auflagen der Wirtschaftsgeographie und der Wirtschaftsgeschichte; und, nicht zu vergessen, an die Soziobiologie.

Albach hat als Betriebswirt im Orden zwar keinen Vorgänger, aber irgendwann wird er selbst einmal Vorgänger werden, im Zweifel für einen Nachfolger, dem er als Maßstab oder Vorbild dient. Alles in allem kann man sagen: Es war Zeit, Albach in den Orden aufzunehmen; und es war mir eine Freude, dass ich es vor diesem Auditorium erläutern durfte.

Für die Betriebswirtschaftslehre im deutschen Sprach- und Einflussraum ist Albach der geistige Erbe Gutenbergs und der Statur nach der Gutenberg der Zeit nach Gutenberg. Normalbürger, die bei Gutenberg unwillkürlich an den Buchdruck als epochale Erfindung denken, nicht sofort an die Betriebswirtschaftslehre, sollten sich rasch überzeugen lassen, dass die Betriebswirtschaftslehre zwar auf den Buchdruck anwendbar ist und der Buchhaltung entstammt, aber heute von ihrer Buchhaltungs-Kinderstube Lichtjahre entfernt ist, fast so weit entfernt wie die Internet-Kommunikation von Gutenbergs Buchdruck. Gutenberg könnte sich übrigens hier wie dort als Maßeinheit anbieten.

In ähnlich lockerer Weise möchte ich denken, um mit einer heiteren Note zu schließen, es wäre ganz witzig gewesen, hätten sich die Namen Albach und Gutenberg bei der ersten Gelegenheit fest miteinander verkoppelt, zum Beispiel in einem familienrechtskonformen Doppelnamen, und zwar gleich bei der Vermählung. An der positiven Resonanz auf eine derartige Kombination wäre nicht zu zweifeln gewesen, anders als bei ähnlichen Vorgängen in der jüngeren Unternehmensgeschichte, die zu langen Namen geführt haben. In die dogmenhistorische Reihe hätte man der Vollständigkeit halber noch den Namen des großen Schmalenbach einbeziehen können, um die ganze Epoche des Aufstiegs einer neuen Wissenschaft in Deutschland zu benennen: Schmalenbach – Gutenberg – Albach. Dann wäre es wohl schon früher einmal passiert, dass ein Schelm versucht, die beiden Namen, die sich im Klang so ähneln, Buchstabe für Buchstabe miteinander zu vergleichen und den Überhang oder Saldo nach einer sinnvollen Botschaft zu befragen. Hier zum Beispiel entpuppt sich der Saldo ganz einfach als »Mensch«. Es passt dies wie geschaffen zu der Würde, die anfänglich in Rede stand und die wir Albach zuerkennen, allgemein und ganz konkret der erwähnten Verdienste wegen.

HORST ALBACH dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Ich bedanke mich für die Aufnahme in den Orden Pour le mérite. Ich danke Ihnen, lieber Herr Giersch, für die Worte der Einführung. Ich bin in der Tat sehr glücklich, dass mein Fach, die Betriebswirtschaftslehre, nun auch im Orden Pour le mérite vertreten ist.

Noch vor achtzig Jahren war die Einrichtung des ersten Lehrstuhls für Betriebswirtschaftslehre an einer deutschen Universität, nämlich in Freiburg, heftig umstritten. Die Betriebswirtschaftslehre galt als eine Lehre zur Wahrung der Interessen des Kapitals. Erst seit Erich Gutenberg, also seit fünfzig Jahren, ist die Betriebswirtschaftslehre als wissenschaftliche Disziplin allgemein anerkannt.

Gutenberg wies in seiner Produktionstheorie nach, dass Arbeit und Kapital im Unternehmen unauflösbar aneinander gekoppelt sind. In meiner Generation wurde gezeigt, dass diese Aussage auch langfristig und unter Unsicherheit über die zukünftige Entwicklung des Unternehmens gilt. Das hat wichtige Konsequenzen. Zum Beispiel: Kapital ersetzt nicht Arbeit, sondern schafft Arbeit. Und: Je besser es gelingt, gegenseitiges Vertrauen zu schaffen und zu erhalten, und je schneller Einigkeit auch über den Abbruch von Forschungsprojekten hergestellt werden kann, desto mehr wird für Forschung und Entwicklung ausgegeben und desto mehr Innovationen werden getätigt. Innovationen aber sind die Voraussetzung für die Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen und für die Schaffung neuer Arbeitsplätze. So gesehen, leistet mein Fach auch einen Beitrag zur Lösung des Unteilbarkeitsproblems, von dem Sie, Herr Giersch, gesprochen haben.

»Wie sich Verdienst und Glück verketteten, das fällt dem Toren niemals ein«, sagt Mephisto. Ich weiß, dass ich in meinem Leben viel Glück gehabt habe.

Ich danke Ihnen.

WOLFGANG GEROK sprach die Laudatio auf PAUL B. BALTES:

Paul Baltes, den ich als neues Mitglied des Ordens vorzustellen habe, ist nach seinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiet Psychologe. Dieses Gebiet wurde über lange Zeit von keinem Mitglied des Ordens vertreten, letztmals von Wilhelm Wundt, im Jahr 1912 gewählt, dem Begründer der experimentellen Psychologie, und dann von Carl Stumpf, vor allem als Musikpsychologe und Gründer des Berliner Instituts für Psychologie bekannt, der im Jahr 1929 in den Orden aufgenommen wurde. Dass es im Orden seither keine Psychologen gab, hat wahrscheinlich auch etwas damit zu tun, dass die meisten der bekannten deutschen Psychologen als Folge des Nationalsozialismus in die amerikanische oder englische Emigration gingen.

Nun ist Paul Baltes, der Entwicklungspsychologe, gewählt worden. Auch er verbrachte einen Großteil seiner beruflichen Laufbahn, fast fünfzehn Jahre, in den USA. Im Jahr 1980 kehrte er als Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung nach Deutschland zurück. Paul Baltes ist 1939 in Saarlouis geboren und war in dieser Stadt Schüler am humanistischen Gymnasium. Die Grenzregion und die Orientierung des Elternhauses nach Frankreich haben bei Paul Baltes sehr früh die Liebe zur französischen Kultur und Lebensart entstehen lassen. Die Zuwendung zur Psychologie war eher zufällig. Durch einen Bruder und einen Vetter, Günter Reinert, wurde der Abiturient auf dieses Fach hingewiesen und veranlasst, Psychologie zu studieren. Das Institut für Psychologie der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, wo er das Studium begann, war durch die klassische Arbeitsrichtung der Entwicklungspsychologie geprägt. Sein Leiter, E. Boesch, ein Schüler des bekannten Genfer Psychologen Jean Piaget, befasste sich mit den kulturellen Einflüssen auf die Psychologie des Einzelnen und gesellschaftliche Gruppen. Paul Baltes analysierte im Rahmen seiner Diplomarbeit Faktoren, die eine Differenzierung der Intelligenz im Kindesalter prägen, und hat dazu geeignete Testverfahren entwickelt.

Durch ein Stipendium des DAAD hatte Paul Baltes die Möglichkeit, für ein Jahr in den USA wissenschaftlich zu arbeiten. Als Absolvent

eines humanistischen Gymnasiums hatte Paul Baltes keine Kenntnisse der englischen Sprache und zögerte vor diesem Schritt. Es war der Enthusiasmus von Margret Labouvie, die er im zweiten Semester kennen gelernt hatte, der ihn letztlich bewog, den Wechsel in eine neue wissenschaftliche Umwelt zu wagen. Am Tag nach der Heirat wechselten beide für ein Jahr an die University of Nebraska. Margret Baltes, die vor drei Jahren verstorben ist, war nicht nur die treue Gefährtin, sondern auch als Psychologie-Professorin an der FU Berlin eine Kollegin von Paul Baltes. Beide unterstützten und förderten sich gegenseitig bei der Forschung.

Durch den Aufenthalt in den USA erhielt Paul Baltes Einblicke in die moderne Entwicklung der Psychologie, von der die deutsche Forschung damals durch Krieg und Nachkriegszeit abgeschnitten war. Nach der Rückkehr nach Deutschland hat Paul Baltes an der Universität Saarbrücken promoviert. Unterschiede in der psychischen Entwicklung zwischen Generationen waren das Thema seiner Promotionsarbeit.

1968 übersiedelte Paul Baltes erneut nach den USA, nun als Assistant Professor am Psychologischen Institut der West Virginia University. Unter der Leitung von Warner Schaie und in Zusammenarbeit mit John Nesselroade fokussierte sich die wissenschaftliche Arbeit von Paul Baltes auf die Entwicklungspsychologie im gesamten Lebensablauf. Für die Entwicklungspsychologie war dies eine Art »Befreiungsschlag« von der Dominanz der Kinderpsychologie. Aufgrund dieser Arbeiten wurde ihm 1972, damals 33-jährig, die Stellung des Direktors der Sektion für Human Ontogenesis an der Pennsylvania State University angeboten. Hier konnte Paul Baltes seine Arbeit mit einer größeren Gruppe von Mitarbeitern und mit neuen methodischen Ansätzen erweitern und vertiefen. 1981 erfolgte dann die Berufung durch die Max-Planck-Gesellschaft zum Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Die Forschungsarbeiten zur Entwicklungspsychologie des Lebensablaufs wurden hier durch die Kooperation mit dem Codirektor und Soziologen Karl Ulrich Mayer wesentlich erweitert. Ein wichtiger Ertrag dieser Arbeiten ist die Berliner Altersstudie, bei der über 500 Personen im Alter von über 75 Jahren sowohl hin-

sichtlich ihrer psychologischen Eigenschaften als auch hinsichtlich der medizinischen und sozialen Lebensbedingungen untersucht wurden. Diese Untersuchung hat wichtige, ganz unerwartete neue Ergebnisse erbracht und internationale Anerkennung gefunden.

Was sind die herausragenden wissenschaftlichen Erkenntnisse, die auf den Arbeiten von Paul Baltes beruhen? Sie lassen sich vier Schwerpunkten zuordnen:

1. Die Entwicklung von zuverlässigen Methoden, um Veränderungen psychischer Eigenschaften wie Gedächtnis, Intelligenz und Persönlichkeitsstruktur in einer sich verändernden Gesellschaft und im Lebensablauf des Einzelnen zu erfassen.
2. Mit diesen Methoden konnte Paul Baltes zeigen, dass die klassische Schwerpunktbildung der Entwicklungspsychologie auf das Kindes- und Jugendalter unzureichend ist und einfache Modelle der lebenslangen Entwicklung unzutreffend sind, wonach in der Kindheit und Jugend nur Zunahmen, jenseits eines Scheitelpunktes im Erwachsenenalter nur Abnahmen psychischer und intellektueller Fähigkeiten stattfinden. Verluste und Gewinne sind vielmehr im gesamten Lebensablauf nachweisbar, wenn auch in unterschiedlichen Proportionen. Auch im hohen Alter ist bei vielen Menschen eine erstaunliche Plastizität psychischer Funktionen nachweisbar.
3. Vor diesem Hintergrund hat sich Paul Baltes, gemeinsam mit seiner Frau, Margret Baltes, mit den psychologischen Bedingungen dessen befasst, was mit dem Begriff der »Altersweisheit« umschrieben werden kann und eine besondere Einsichts- und Urteilsfähigkeit in komplexen Situationen beinhaltet. Er konnte zeigen, dass dabei ein koordiniertes Zusammenspiel von drei Prozessen von großer Bedeutung ist: Die Selektion in der Ausbildung bestimmter Fähigkeiten, ihre Optimierung und damit die Kompensation von altersbedingten Defiziten. Eine stetige Übung intellektueller und kognitiver Fähigkeiten ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Erreichung einer Altersweisheit. Selektion, Optimierung und Kompensation ermöglichen gemeinsam ein günstiges psychisches und intellektuelles Altern, selbst dann, wenn der Bereich des Möglichen kleiner wird.

4. Schließlich hat Paul Baltes, gerade auch in den letzten Jahren, seine Aufmerksamkeit der Entwicklung einer modernen Kultur des Alters zugewandt und gezeigt, dass die Arbeiten zur Entwicklungspsychologie ein beträchtliches Potential für gesellschaftliche Reformen des Lebensablaufes, besonders des alternden Menschen eröffnen.

Ich heiÙe Sie, lieber Herr Baltes, im Kreise des Ordens herzlich willkommen. Ich freue mich, dass Sie diesem Kreis angehören, und ich freue mich mit den Ordensmitgliedern besonders auf die Gespräche und Diskussionen mit Ihnen. Ich möchte mir den Hinweis nicht versagen, dass Sie auch in diesem Kreis gewiss interessante psychologische Beobachtungen bei den Ordensmitgliedern werden machen können.

PAUL B. BALTES dankte mit folgenden Worten:

Hochgeschätzter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
Sehr geehrte Damen und Herren!

Mein tiefer Dank für und die Freude über diese außerordentliche Ehrung paaren sich mit Gefühlen der Beklemmung und neuen Herausforderung.

Lieber verehrter Herr Wolfgang Gerok. Seitdem ich Sie kenne, trugen Sie für mich, um mit Musil zu sprechen, gewissermaßen einen inneren Königsmantel. In meinen Augen sind Sie ein Meister der Synthese von Weisheit und Weisheit. Von Ihnen heute stellvertretend für den Orden gelobt zu werden bedeutet natürlich viel Freude. Gleichzeitig verstärkt es aber auch die psychologische Diskrepanz, die Diskrepanz zwischen Innen und Außen, die ich bei der Mitteilung dieser unerhörten Wahl verspürte. Ich erschrak und wunderte mich. Ein anderes Ordensmitglied, Alfred Brendel, einer meiner Lieblingspianisten, hat dieses Gefühl auf den Punkt gebracht. »Ausgerechnet ich« ist der Titel seines jüngsten Buches. Die Wahl war ein Ereignis jenseits meines Lebenshorizonts.

Am Kriterium des Bildungsbürgertums gemessen, komme ich näm-

lich aus einer kleinen saarländischen Familie. Aber es war eine warme Familie mit Perspektiven. Vor allem meine Mutter gab mir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Sie freute sich über jeden wenn auch noch so kleinen Erfolg ihres Sohnes. Meine Fehler dagegen wurden ignoriert oder zumindest mit sanfter Hand toleriert.

Getragen von dieser positiven Kraft meiner Kindheit, suchte ich später nach dem Äquivalent. Mit viel Glück ausgestattet, fand ich den reichen Schatz der Wahlverwandtschaften; am stärksten in meiner Frau und Wissenschaftler-Kollegin Margret Baltes, die allerdings leider viel zu früh von einem Tag zum anderen verstarb und deshalb die reifenden Früchte unseres gemeinsamen Wissenschaftslebens nur erahnen konnte.

Mein Wissenschaftlerleben war und ist also ein Leben der Freundschaft und der die Generationen und das Privatleben umgreifenden Kollegialität. Ich danke von Herzen diesen meinen Freunden, Kollegen, früheren Studenten und jetzt Professoren und Professorinnen. Ohne ihre geballte Kraft der Förderung und des Mitwirkens stände ich nicht hier. Und von nun an in diesem so traditionsreichen Orden meine Lebensgeschichte der freundschaftlichen Kollegialität weiterzuentwickeln ist neue Nahrung für ein langes und gutes Leben.

Da Herr Gerok in seinen Worten vom Alter und der Alternsforschung sprach, ein abschließender Gedanke zu diesem Lebensabschnitt. Das Alter ist nicht reich an Geschenken. In den Orden *Pour le mérite* gewählt zu werden ist eines dieser seltenen Geschenke. Ich wundere mich immer noch. Aber ist nicht das Wundern und Staunen vor allem ein Zeichen der Kindheit? Und in meinem Alter Kind zu sein, das ist der Witz des Lebens.

HUBERTUS VON Pilgrim sprach die Laudatio auf GÜNTHER UECKER

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, hohe Festversammlung!

Mir fällt, lieber Herr Uecker, die Aufgabe zu, Sie hier vorzustellen, nachdem Sie auf der letzten Herbstsitzung des Ordens, den internen Gepflogenheiten entsprechend, sich selbst vorgestellt haben. Das

war in Stralsund; der *genius loci* machte uns bewusst, dass wir als den stets wechselnden Ort unserer Herbsttagungen just einen unter dem Himmel gewählt hatten, unter dem Sie (geographisch nicht zu eng verstanden) vor nun 71 Jahren geboren sind. Gewiss, Sie haben nach den Ausbildungsstufen der Frühe, Wismar und Berlin-Weißensee, sich schon vor langen Jahren für Düsseldorf als Ort des Wirkens und Wohnens entschieden, was nicht den rechten Raum schafft für *Provenienzproporze* gemäß den politischen Wirklichkeiten unserer heimatlichen Herkunft. Doch bleibt aber Mecklenburg Ihre Heimat; der Vater stammt aus der Uckermark, wie Ihr Name ja verrät. Anschaulich haben Sie uns das bäuerliche Elternhaus beschrieben und vor allem das Bild beschworen des Schreitens hinter dem väterlichen Pflug, dass wir das Klicken der Steine an die Pflugschar beim Furchen des Ackerbodens förmlich zu hören meinten: Das Furchen der Erde und das für Ihre einzigartige Formfindung so schlagende Bild der Egge – die Präformierung Ihrer Nagelreihen.

Der Nagel ist für Sie im Wesentlichen semantisch bedeutungslos, auch wenn der Fetischcharakter mancher Objekte diese Annahme nahe legen könnte. Der Nagel ist Einzelelement der rhythmisch gesetzten Reihung, was sag ich, der Häufung, flächenweit und wechselnd dicht wie Stoppelfelder. Dabei spielt in Ihrem Hauptwerk zunächst jedenfalls die Farbe keine Rolle, wohl aber, auf eine in der Kunst bisher so noch nie wahrgenommene Weise, der Schatten, der ganz real nämlich und gleichzeitig hintergründig das dichte Gewirk der Nagelreihungen unterlegt. Die Welt als Struktur begriffen, aus den atmen- den Einzelsetzungen geformt, haptisch und auf eigentümliche Weise auch wiederum die starren Eisenstifte entkörperlicht, die sowohl durch die in der Streuung leicht wechselnden Setzungen Leben bekommen wie durch die Untermalung des vielfältigen Schattenwurfs.

ATMEN, du unsichtbares Gedicht!
Immerfort um das eigene
Sein rein eingetauschter Weltraum. Gegengewicht,
in dem ich mich rhythmisch ereigne.

Einzig Welle, deren
allmähliches Meer ich bin;
sparsamste du von allen möglichen Meeren, –
Raumgewinn.

Diese Verse Rilkes kommen mir in den Sinn, so, als sei das »Rhythmisch sich ereignen« und das hinzielende »Raumgewinn« des hier nur partiell zitierten Gedichts aus den »Sonetten an Orpheus« eigens für Sie geschrieben.

Sie haben auf null zurückrechnen müssen, um auf diesen Weg zu kommen, ZERO hieß denn auch Ihre und Ihrer Weggefährten Devise, die Erfolg versprach. Und der Erfolg blieb nicht aus, Stedelijk Museum Amsterdam, London, Kassel documenta wiederholt, Paris, New York, in Düsseldorf die Professur – ich breche die Aufzählung ab nicht ohne zwei Hinweise zu unterlassen: Als der Eiserne Vorhang sich hob und das freie Spiel der Künste auch in der östlichen Welt möglich wurde, waren Sie es, der aus Deutschland in Moskau als erstes Beispiel westlicher Kunst präsentiert wurde. Und auf eine andere Station möchte ich verweisen, nicht nur, weil sie – wortwörtlich verstanden – so nahe liegend ist. Im Reichstagsgebäude haben Sie unter den so unterschiedlich akzentuierten Nebenräumen einen eindrucksvollen Meditationsraum geschaffen. Welches Volk hält schon seinen Vertretern eine – sagen wir pantheistisch, doch franziskanisch streng konzentrierte – Meditationskapelle in dem Parlamentsgebäude bereit? Hier ist Ihnen, wie ich gewiß nicht allein meine, eine besonders überzeugende Lösung gelungen!

Eine Voraussetzung zu dem Erfolg Ihrer Werke ist die Veränderung des Blickpunktes, den Sie den Betrachtern abverlangen, der die Präsentation in Büchern und Katalogen in besonderem Maße schwierig macht. Denn gegenüber den Sichtweisen, die vor Tafelbild und vor Sockelplastik eingenommen zu werden pflegen, erwarten Sie ein verändertes, dynamisches Sehen von verschiedenen Blickpunkten, eben ein »Mitgehen«. Es ist nicht zufällig, dass in Ihrer Werkentwicklung die zeitweilige Hinwendung zur Kinetik in verschiedenen Formen eine Rolle spielt. Wie denn überhaupt auffällt, dass Sie auf

einmal gewonnenem Terrain der flächig gestreuten Nagelreihung nicht verharren und neue Wagnisse eingehen, begleitet von häufigeren Reisen, die die karge Konzentration nie ausschlossen. Doch nicht zufällig gilt die Vorliebe stark strukturierten Landschaften wie Island. Dort notierten Sie vor fünfzehn Jahren:

Steine gehäuft
zu Bergen getürmt
gelegte Zeichen für Wiederkehr
Wüste
weiße Weite
schwarze sich verschiebende Zeichen
lesend
wandelnd
stolpernd über Adern fließender kalter Ströme
versteinerte Zeit
erstarrte Formen
wie Schlangen
violett

Damit kündigten Sie die Farbe an und das Setzen neuer Wegmarken auch jenseits bisher geübter asketischer Monochromie. Wir begleiten Sie, freuen uns, Sie in unseren Reihen zu haben, und wünschen, dass Sie aktiv an unseren Zusammenkünften und Überlegungen teilhaben, und sagen Ihnen unseren herzlichen Glückwunsch!

GÜNTHER UECKER dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident,
Verehrter Herr Ordenskanzler,
Verehrte Ordensmitglieder,
danke, dass Sie mich in Ihren mich inspirierenden Kreis gewählt haben.

Das Thema meiner künstlerischen Arbeit ist die Verletzbarkeit des Menschen durch den Menschen.

Der Mensch ist als geistiges Wesen in die Verwirklichung der Schöpfung eingebunden.

Das Geheimnis des Lebens ist eine Quelle poetischer Hervorbringungen: In der Wiedererkennbarkeit der Schöpfung in sich selbst, im Tun, in der Voraussicht zukünftigen Lebens, in der Erkennbarkeit der Verantwortung.

Die Kunst kann den Menschen nicht retten, aber mit den Mitteln der Kunst ist ein Dialog möglich, der zum bewahrenden Handeln des Menschen aufruft.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER sprach die Laudatio auf IMRE KERTÉSZ

Kann man den Schriftsteller Imre Kertész loben? Das ist keineswegs so leicht, wie man angesichts seines Ruhmes denken könnte. Zum einen hält er »den Gedanken an Ruhm für senile Selbstbefriedigung und den an Unsterblichkeit einfach für lächerlich«. An seiner »Karriere« ist, wie er selber sagt, etwas Absurdes, etwas, das man kaum zu Ende denken kann. Lassen wir uns nicht täuschen von seiner unergründlichen Liebenswürdigkeit, von dem Zauber, den er auf alle ausübt, die ihn zu kennen glauben. Dahinter steht eine Person, die unerbittlich ist, und zwar sich selber nicht weniger als der Welt gegenüber, in die es ihn verschlagen hat. Diese Radikalität hat er sich nicht ausgesucht; sie ist weit entfernt von der Logik der Überbietung, die in den zeitgenössischen Künsten gang und gäbe ist. Die unerhörte Kühnheit seines Werkes hat mit der Eitelkeit der Avantgarden nichts gemein; sie gründet überhaupt nicht in irgendeinem Kunstwollen, in irgendeiner Ästhetik, irgendeiner Theorie. Sie rührt daher, dass Imre Kertész buchstäblich nichts anderes übrig geblieben ist; sie muss für ihn eine Frage des Überlebens nach dem Überleben gewesen sein. Diese Notwendigkeit zeigt sich daran, dass alles, was er uns sagt, einfach ist. Das Schicksal eines Schicksalslosen erlaubt keine Spiele. Alles, was an seinem Schreiben Können ist, und zwar großes Können, verbirgt sich hinter dieser erschreckenden Einfachheit und geht darin auf.

Nie ist der große Mord aus einer solchen Perspektive dargestellt, nie der verzweifelte Versuch, ihn zu verstehen, so weit getrieben worden wie im *Roman eines Schicksalslosen*, dem Kernstück seiner Trilogie. Ein ahnungsloses Kind wird gefangen und verschleppt; immer wieder scheitert es bei seiner quälenden Anstrengung, irgendeinen Sinn in dem zu finden, was ihm zustößt. »Und genau das gleiche sah ich dann bei den andern im Lager, ... das immer gleiche Bemühen, den gleichen guten Willen: auch ihnen ging es darum, gute Häftlinge zu sein ... Das war unser Interesse, das verlangten die Umstände ... Waren zum Beispiel die Reihen mustergültig ausgerichtet und stimmte der gegenwärtige Bestand, dann dauerte der Appell weniger lange – anfangs zumindest. Waren wir zum Beispiel bei der Arbeit fleißig, dann konnten wir Schläge vermeiden – öfter zumindest.« Und er geht so weit, zu sagen: »Nach so viel Bemühung, so zahlreichen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen fand auch ich mit der Zeit Frieden, Ruhe, Erleichterung ... Schon beim ersten Schlag legte ich mich schleunigst zu Boden, und das weitere spürte ich gar nicht mehr.« »Mal mit liebevollen Worten, mal mit strenger Ermahnung«, heißt es im *Fiasko*, »brachte man mich zur Reife, um mich auszurotten. Ich protestierte nie, ich war bestrebt, alles zu tun, wozu ich imstande war.«

Eine so entsetzliche, verständnisinnige Unschuld darzustellen, das hat vor Imre Kertész keiner gewagt. Erst ganz am Ende, nach der endlosen Erniedrigung, nach dem Töten, nach dem, was als Befreiung gilt, erst nach seiner Rückkehr in eine Welt, die weiterlebt, als wäre nichts geschehen, kommen Wut und Rachsucht zu sich, und der Überlebende verweigert einer Mitwelt, die zur Tagesordnung übergehen will, jede Nachsicht und jedes Verständnis. »Ich sah schon,« sagt sein trauriger Held, »sah es sehr wohl, daß sie mich nicht recht verstanden, daß meine Worte ihnen nicht so recht behagten, ja daß das eine oder andere ihnen geradezu auf die Nerven ging ... Sie wollten gar nichts einsehen, und so bin ich dann, Sack und Mütze nehmend, gegangen.« Und sein *alter ego*, der Schriftsteller im Buch *Fiasko*, gesteht: »Vielleicht habe ich zu schreiben angefangen, um Rache zu nehmen ...« Anderswo hat Kertész gesagt, der

Schriftsteller des Holocaust sei überall und in allen Sprachen ein geistiger Asylant.

Man kann ihn nicht loben, man kann nur darüber staunen, dass er unter uns ist, dass er sich an unsern Tisch setzt. Wundern wir uns, dass es ihn gibt, und darüber, wie er es fertig bringt, dieses Wunder zu ertragen.

IMRE KERTÉSZ dankte mit folgenden Worten

Verehrter Herr Bundespräsident,
verehrter Herr Ordenskanzler,
lieber Hans Magnus Enzensberger,
meine Damen und Herren,

zu dem erhebenden Moment, da mir dieses Ordenszeichen überreicht wird, hat ein langer Weg geführt.

Und auch das Werk, dem heute ganz besonders durch die Worte Hans Magnus Enzensberger, eine so große Ehre zuteil wird, kommt von weit her, aus der leidvollsten und schändlichsten Epoche der menschlichen Geschichte.

Mein Wunsch war und ist, dass aus jener nicht wiedergutzumachenden Realität einmal auf der Welt doch noch eine Wiedergutmachung erwüchse: durch Katharsis. Von diesem Wunsch ist alles, was ich hervorgebracht habe, inspiriert.

Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, von Ihnen in den Kreis dieser hervorragenden Gesellschaft, den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste aufgenommen worden zu sein.

RUDOLPH MÖSSBAUER sprach die Laudatio auf ANTON ZEILINGER

Herr Bundespräsident,
hohe Festversammlung,
lieber Herr Zeilinger!

Es ist mir ein besonderes Vergnügen, die Laudatio für Ihre Aufnahme in den Orden Pour le mérite vorzutragen, auch wenn dies in der zur Verfügung stehenden Redezeit nicht ganz einfach ist.

Herr Zeilinger ist 1945 in Ried im österreichischen Innkreis geboren; das ist etwa 20 km Luftlinie in östlicher Richtung vom Inn entfernt. Seine Ausbildung, einschließlich seiner Habilitation, hat er in Wien erhalten. Er war anschließend von 1977 bis 1981 als Universitätsassistent am Atominstitut in Wien tätig, hat dann am Institut Laue-Langevin in Grenoble/Frankreich und am MIT in Boston/USA gearbeitet, außerdem in Melbourne, München, Amerherst, Paris und Oxford, ist also durch die Welt gekommen. Von 1990 bis 1998 war er ordentlicher Universitätsprofessor in Innsbruck und ist seit 1998 ordentlicher Universitätsprofessor in Wien.

Sie, Herr Professor Zeilinger, haben sich im Wesentlichen mit Fragen der Quantenmechanik beschäftigt, und es erhebt sich dabei die Frage, warum das so ist, nachdem die Quantenmechanik bereits in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts erstellt worden ist. Der Grund hierfür besteht einfach darin, dass es erst in letzter Zeit möglich wurde, einzelne Quanten und insbesondere einzelne Quantenzustände zu beobachten. So ist es erst neuerdings möglich geworden, die Grundlagen der Quanten-Mechanik der klassischen Auffassung gegenüberzustellen, eine Gegenüberstellung, die zu Gunsten der Quanten-Mechanik ausgegangen ist. Im Jahre 1935 haben Einstein, Podolsky und Rosen die Forderung erhoben, dass es zu der Quanten-Mechanik noch verborgene Parameter geben sollte, die die ganze Theorie kausal und deterministisch machen würden. Man hat nach diesen verborgenen Parametern viel gesucht, sie aber nie gefunden. Wir wissen heute, dass eine solche Suche prinzipiell nicht möglich ist. Einstein hat in diesem Zusammenhang den Ausspruch getan: »Der Alte würfelt nicht«. Aber »der Alte« würfelt eben doch, wie die neueren Untersuchungen, insbesondere auch die von Zeilinger, gezeigt haben. Nach der Quantenphysik können lediglich Wahrscheinlichkeiten gemessen werden, nicht aber absolute Gewissheiten. Der »Alte« würfelt eben doch, denn es gilt die Quantenphysik, nach der nur Wahrscheinlichkeiten gemessen werden können. Im Jahre 1994 hat Bell Ungleichungen entwickelt, die eine Fallunterscheidung zwischen den Vorhersagen der klassischen Physik und der Quantenphysik möglich machen. Man verwendet heute die Bell'schen

Ungleichungen in anderer Form als ursprünglich konzipiert, aber das Prinzip geht auf Bell zurück. Greenberger, Horne und Zeilinger – der Nachteil, wenn man als letzter im Alphabet vorkommt – konnten theoretisch zeigen, dass sich bei Verwendung von mindestens drei Quanten die statistischen Vorhersagen von Bell vermeiden lassen. Die Bell'sche Ungleichung wird ab drei Teilchen zu einer Gleichung, und die Abweichungen zur Quantenphysik werden maximal, was zu Gunsten der Quantenphysik ausgegangen ist, wie von Zeilinger und Mitarbeitern inzwischen auch experimentell gezeigt worden ist. Dies bedeutet einen riesigen Fortschritt. Die neuen Eigenschaften haben keine Entsprechung in dieser Welt, und gerade hierin liegen die Unterschiede zur klassischen Physik. So nehmen wir heute an, dass die Quantenphysik mit ihren vielen von der anschaulichen Wirklichkeit abweichenden Eigenschaften und nicht die klassische Physik allgemeine Gültigkeit besitzt.

Herr Zeilinger hat darüber hinaus auch gezeigt, dass die verwendeten quantenphysikalischen Erkenntnisse auch auf dem Gebiete der Übermittlung von Nachrichten verwendet werden können, dem Gebiete der TELEPORTATION, das die Transmission und Rekonstruktion von Quantenzuständen über willkürliche Entfernungen zum Gegenstand hat. Das Überlagerungsprinzip der Quantenphysik bietet hierbei ungeheure Vorteile. So ist es im Prinzip möglich, Quanten-Computer sehr viel schneller zu machen, als das mit klassischen Computern möglich ist.

Ich bin stolz und glücklich, die Ehre zu haben, Sie in unser Ordenskapitel einzuführen, und heiße Sie herzlich willkommen.

ANTON ZEILINGER dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, lieber Herr Ordenskanzler, Herr Mößbauer! Meine sehr verehrten Damen, sehr geehrte Herren!

Der Österreicher dankt zwei Bayern für die Einführung in den preussischen Orden. Wenn man von einem freundlichen Blitz aus heiterem Himmel getroffen wird, wie durch die Wahl in den Orden, kann

man nur sprachlos sein und den Mitgliedern des Ordens für diese hohe Auszeichnung sehr herzlich danken. Ich empfinde dies nicht nur als eine Auszeichnung meiner Person, sondern auch meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über viele Jahre. Ohne sie und vor allem aber ohne die Unterstützung und das Verständnis meiner Frau und meiner Familie würde ich heute nicht hier stehen. Diese ursprünglich preußische Auszeichnung wäre auch für meine Eltern und besonders für meine schlesische Mutter eine besondere Freude gewesen.

Die beeindruckende Liste der Namen der Ordensmitglieder seit dem Bestehen des Ordens bis heute erzählt nicht nur die unglaublich spannende Geschichte der Wissenschaften und Künste, sie erzählt auch von den tragischen politischen Entwicklungen, die Deutschland und mein Heimatland Österreich, ja ganz Europa im vorigen Jahrhundert betroffen haben. Als erstes nach dem Zweiten Weltkrieg geborenes Ordensmitglied empfinde ich es als große Verpflichtung, dazu beizutragen, auch das Wissen um diese Entwicklungen für künftige Generationen in die Zukunft zu tragen.

Von großer Bedeutung ist für mich auch die Aufgabe, die breite Öffentlichkeit von den Ergebnissen unserer Wissenschaften und von ihren möglichen Anwendungen zu unterrichten. Nur durch eine informierte Öffentlichkeit ist die notwendige demokratische Kontrolle künftiger Entwicklungen zu gewährleisten. Die Wahl in den Orden empfinde ich auch als Stärkung in diesen meinen Intentionen.

Mein Arbeitsgebiet ist die Quantenphysik, wobei ich mich besonders für die fundamentalsten Fragestellungen interessiere. Mit meiner Gruppe arbeite ich hier vor allem experimentell. Durch enormen technischen Fortschritt in den letzten Jahren ist es möglich geworden, in Experimenten an einzelnen Quanten die kontraintuitiven Vorhersagen der Quantenphysik direkt und unmittelbar im Experiment zu beobachten. Ich bezeichne daher auch gerne unsere Arbeitsrichtung als Experimentelle Naturphilosophie. In interessanter Parallele zu Herrn Beltings Bemerkungen in seiner Rede geht es auch hier um die Grenzen dessen, was gesagt und was gewusst werden kann.

Nochmals herzlichen Dank.

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
DES KONZERTHAUSES BERLIN
AM GENDARMENMARKT
03. JUNI 2002

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister,
Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen.

Mein erster Gruß gilt, wie immer, dem Protektor des Ordens, Ihnen, sehr verehrter Herr Bundespräsident. Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie die Tradition Ihrer Vorgänger weiter pflegen und engen Kontakt zu unserem Orden halten.

Die administrative Betreuung des Ordens, die sich früher im Innenministerium befand, liegt seit einigen Jahren bei dem Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Bundeskanzleramt. Herrn Staatsminister Nida-Rümelin und seinen Mitarbeitern danken wir für ihr Engagement für den Orden. Ich begrüße die Vertreter der diplomatischen Missionen, sowie die Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften.

Wir freuen uns über das Interesse mehrerer Minister der Länder, der Staatssekretärinnen und Staatssekretäre sowie zahlreicher Abgeordneter des Deutschen Bundestags.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen der im vergangenen Jahr verstorbenen Ordensmitglieder Frau Gadamer und Frau Weisskopf. Frau Gaudemet, Frau Gombrich und Frau Perutz konnten aus gesundheitlichen Gründen leider nicht nach Berlin kommen.

Der Orden Pour le mérite ist ein preußischer Orden. Er war den größten Teil seiner wechselvollen Geschichte in Berlin ansässig, und er ist es auch heute wieder. Der Orden wurde 1740 durch Friedrich den Großen gestiftet; die Friedensklasse hat König Friedrich Wilhelm IV. 1842 geschaffen. Heute wird das Haus Hohenzollern wie-

der durch Seine Königliche Hoheit Herrn Dr. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen vertreten, dem wir für sein Kommen danken.

Diejenigen, die schon gelegentlich an den Öffentlichen Sitzungen des Ordens teilgenommen haben, werden heute eine Neuerung bemerkt haben: Der Herr Bundespräsident und die Ordensmitglieder sind mit Musik eingezogen. Wir danken den Mitgliedern des in diesem Haus beheimateten Berliner Symphonie-Orchesters, die ein Stück von Purcell gespielt haben, das ›Fanfare‹ heisst, und die am Ende der Veranstaltung ein ›Prélude et Menuett‹, ebenfalls von Purcell, spielen werden.

Es ist heute nicht nur das 160. Jubiläum der Stiftung der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, sondern auch der 50. Jahrestag der Wiederbelebung des Ordens nach dem Zweiten Weltkrieg durch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss. Heuss, der dem Orden persönlich verbunden war, hatte 1942 zum 100. Jahrestag der Gründung des Ordens in der Frankfurter Zeitung einen Artikel mit dem Titel »Ein Areopag des Geistes« geschrieben, und zwar unter einem Pseudonym, da er in der Zeit des Nationalsozialismus Schreibverbot hatte.

In einem demnächst erscheinenden Band zum 50. Jubiläum der Wiederbelebung des Ordens im Jahr 1952 haben wir seine Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus beschrieben. Jetzt nur so viel: Nachdem die Ordensmitglieder 1933 noch Ernst Barlach hinzugewählt hatten, wurden weitere Neuwahlen von den damaligen Machthabern verboten. 1950 lebten noch drei der vor 1933 gewählten Mitglieder. Heuss bat einen von ihnen, den Tübinger Orientalisten Enno Littmann, bei einer Wiederbelebung als Kern zu fungieren. Selbst als Neustifter aufzutreten, hielt Heuss für eine »geschichtliche Geschmacklosigkeit«. Aber durch einen Brief von Littmann kam es 1952, also vor 50 Jahren, mit der tatkräftigen Hilfe von Heuss und einem kleinen Kreis von Beratern zu den ersten Neuwahlen.

Wir haben ein sehr vielfältiges Programm vor uns. Ich verzichte daher auf weitere Ausführungen, aber es obliegt mir noch, Ihnen den heutigen Vortragenden vorzustellen. Der Festvortrag bei unserer Öffentlichen Sitzung wird immer von einem deutschen oder ausländi-

schen Mitglied des Ordens gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder, zur Zeit je 35, und zwar zu je einem Drittel Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler.

Nachdem in den vergangenen Jahren an dieser Stelle der Molekularbiologe Charles Weissmann aus London und der Kunsthistoriker Hans Belting aus Karlsruhe gesprochen haben, konnten wir in diesem Jahr den Historiker Fritz Stern aus New York gewinnen. Herr Stern ist vielen von Ihnen durch seine Artikel und Bücher bekannt. Sein Opus magnum »Gold und Eisen« beschreibt die Beziehungen Bismarcks zu seinem Bankier Bleichröder, und zwar im Kontext des politisch-geistigen Milieus der damaligen Zeit; das Buch behandelt daher unter anderem die Rolle der Juden und den neu aufkommenden Antisemitismus im Kaiserreich. Auch manche von Sterns späteren Arbeiten haben einen biographischen Inhalt. Sie beschäftigen sich zum Beispiel mit Walther Rathenau, Albert Einstein, Max Planck, Paul Ehrlich, Ernst Reuter, Fritz Haber (dem Patenonkel von Fritz Stern), aber auch mit aktuellen Problemen wie der Goldhagen-Debatte. Sein letztes Buch »Das feine Schweigen und seine Folgen« setzt sich erneut mit Fragen der deutschen Geschichte im europäischen Rahmen auseinander. Wohl wegen seiner Herkunft aus Schlesien hat sich Fritz Stern immer wieder für die deutsch-polnische Versöhnung eingesetzt. Allen Schriften von Herrn Stern ist gemeinsam, dass es sich nicht um trockene Historiographie handelt, sondern dass sie in Stil und Thema auch Nicht-Historiker (wie mich) sehr ansprechen. Herzlichen Dank, Herr Stern, dass Sie uns trotz Ihrer vielfältigen Verpflichtungen einen Vortrag halten. Als Titel hat Herr Stern gewählt »Ein neues Lied, ein besseres Lied«. Wir sind auf das Lied gespannt.

Nach dem Festvortrag werden wir Ihnen die beiden im vergangenen Jahr gewählten neuen Ordensmitglieder vorstellen, die Herren Blobel und Harnoncourt.

Zunächst hören wir jetzt die Nachrufe auf die verstorbenen Ordensmitglieder. Im April starb das ausländische Ordensmitglied Victor Weisskopf in Boston. Wir werden daher zusätzlich zu den vier im

Programm aufgeführten Nachrufen einen Nachruf auf Herrn Weisskopf hören, den Herr Zeilinger aus Wien verfasst hat. Die fünf Verstorbenen waren 20 bis 30 Jahre lang unsere verehrten Freunde und Kollegen im Orden. Sie haben den Orden Pour le mérite geprägt. Als Ersten bitte ich Herrn Jünger, den Nachruf auf Herrn Gadamer zu sprechen.

GEDENKWORTE

HANS-GEORG GADAMER
11. FEBRUAR 1900 – 13. MÄRZ 2002



Alfred

Gedenkworte für
HANS-GEORG GADAMER

von
Eberhard Jüngel

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, sehr verehrte, liebe Frau Gadamer, meine Damen und Herren!

I

Dass der Logos sterben könne, dass der der Wahrheit dienende Dialog zugrunde gehen könne – das war nach dem Bericht Platons die einzige Sorge des mit dem Tod konfrontierten Sokrates. Kann sich doch nichts Ärgeres ereignen als dies, dass Menschen *μισόλογοι* und dadurch geradezu zwangsläufig zu Misanthropen werden.

Dass Hans-Georg Gadamer, seit 1971 Mitglied dieses Ordens, uns als ein menschenfreundlicher Denker in Erinnerung bleiben wird, das verdankt sich seiner Freude am dialogisch begriffenen Wort. Seine Texte waren wie seine Augen: staunend, fragend, herausfordernd. Heraklits dunkler Spruch vom sich selbst vermehrenden Logos (22 D 115) wird durch die philosophische Existenz Hans-Georg Gadamers blitzartig erhellt. Sein Logos war nie monolog. Und das letzte Wort haben zu wollen kennzeichnet nach seinem Urteil den schlechtesten aller Hermeneutiker. In Gadamers Logos rief ein

Wort dem anderen, und zwar dem anderen Wort eines anderen Menschen. So vermehrt sich der Logos.

Damit ist auch schon gesagt, dass Hans-Georg Gadamer, der zweifellos wie nur wenige zu reden verstand, sehr viel mehr noch zu hören vermochte. Diese Hörfähigkeit macht das Geheimnis seiner philosophischen Existenz aus, die ein ganzes Jahrhundert begleitete und diesem sehr unterschiedliche Zeiten durchmessenden Saeculum bedenkenswerte Angebote zum Verständnis seiner abgründigen Geschichte gemacht hat. Es waren *Angebote* – mehr nicht. Aufgezwungen hat er seine Ansichten niemandem. Das hätte seiner philosophischen Grundeinstellung zutiefst widersprochen. Gadamer wusste um die Fallibilität unserer Einsichten und um den Gewinn, der dem eigenen Irrtum entspringt. »Wer hat denn wirklich gelernt, wenn er nicht aus seinen eigenen Fehlern gelernt hat?« Und so bleibt es denn der weitergehenden Geschichte überlassen, ob sie den hermeneutischen Angeboten dieses ihr auf den Grund gehenden Denkers doch noch Gehör schenken oder ob sie ihn weiterhin nur als einen großen Repräsentanten einer zutiefst ambivalenten Zeit bestaunen und feiern und immer wieder nur feiern und bestaunen will.

II

Zur Welt kam Hans-Georg Gadamer am 11. Februar 1900 in der Universitätsstadt Marburg, in der sich 20 Jahre später die Entscheidungen über seinen Weg in die Philosophie anbahnten. Zunächst von dem Breslauer Neukantianer Richard Höningwald und dann vom Marburger Neukantianismus beeinflusst, wurde er 1922 mit einer Dissertation über *Das Wesen der Lust in den platonischen Dialogen* promoviert. Das komplexe Verhältnis von Vergnügen und Erkenntnis klären zu wollen – das war der Anfang. Doch je länger, je mehr wurde dieses intrikate Verhältnis von Erkenntnis und Vergnügen nicht nur gründlich analysiert, sondern auch leidenschaftlich vollzogen. Der intellektuelle Eros, der noch vom uralten Gadamer ausging, muss schon den Jüngling ausgezeichnet haben. Man achtete auf ihn.

Paul Natorp und Nicolai Hartmann bahnten ihm den Weg in die Philosophie. Doch die Begegnung mit Martin Heidegger gab dem schon gebahnten Weg eine jähe Wendung. Ihr verdankte Gadamer die durchgreifende – in gewisser Weise schon von Nicolai Hartmann vorbereitete – Befreiung vom Neukantianismus. Doch während Hartmann der Faszination des Wertbegriffes – trotz aller wahrgenommenen immanenten Probleme des wertenden Denkens – verhaftet blieb, lernte Gadamer bei Heidegger das kennen, was man *wertlose Wahrheit* nennen könnte: eine von der Tyrannei der Werte befreiende Wahrheit. Das hat ihn geprägt.

Prägend dürfte vor allem die rücksichtslose Strenge Heideggers gewesen sein, die Gadamer zunächst schmerzhaft erfahren musste. Sein Begehren, sich bei diesem »Meisterdenker« habilitieren zu können, wurde – Gadamer hat das später mit der ihm eigenen Offenheit mitgeteilt – schroff abgewiesen: »es wird nichts. Du bist einfach nicht begabt genug, philosophisch zu arbeiten.« So der Meister. Und so trat an die Stelle der Philosophie das gründliche Studium der alten Sprachen. Im Staatsexamen hat der urbane Gadamer dann allerdings den der Provinz verschworenen Heidegger so sehr beeindruckt, dass dieser ihn nun zur Habilitation geradezu ermunterte. 1929 wurde die Habilitationsschrift über *Platons dialektische Ethik – Phänomenologische Interpretationen zum Philebos* angenommen, und es begann (zusammen mit Karl Löwith und Gerhard Krüger) die in der damaligen Universität durch nichts zu überbietende akademische Existenz eines deutschen Privatdozenten – vom Theologen Rudolf Bultmann sorgfältig beobachtet, an dessen Seminaren Gadamer teilzunehmen pflegte und die seinem Vergnügen am Erkennen offensichtlich zugute kamen. Er erinnerte sich später: »Was war da für eine Spannung in der Luft, ... wenn er im Seminar seine ... scharfen und geschliffenen Debatten führte, jeder Gegenrede offen, seine eigene Replik blitzartig hinter den blauen Wolken seiner Pfeife hervorschießend – das war ein Schauspiel. Nein, kein Schauspiel, sondern ganz ohne Spiel und ganz ohne Schau ein Stück vorgelebter Redlichkeit.«

Bei Bultmann hatte Gadamer ein hermeneutisches Bemühen kennen gelernt, das zwischen dem präzisen historischen Erfassen eines

Textes und der gegenwärtigen Bejahung seines Wahrheitsanspruches zu vermitteln verstand. Hier bereitete sich der Begriff der Horizontverschmelzung vor, der dann im Hauptwerk *Wahrheit und Methode* zu einer zentralen Kategorie avancieren sollte. Und hier wurde ein Umgang mit der Tradition eingeübt, im Blick auf die respektlose Kritik genauso ausgeschlossen war wie kritikloser Respekt. Aus dieser Marburger Vergangenheit erwuchs sehr viel später der – gegenüber seinen ihm Autoritätsverhaftetheit vorwerfenden Kritikern geltend gemachte – Satz: »Wer sich auf Autorität beruft, hat keine Autorität«. Als Autorität kam für Gadamer nur in Betracht, was – fern von allem äußeren Zwang – »der Kraft der Kritik Widerstand geleistet hat, so daß sie zuletzt von allen Mitgliedern einer Gesellschaft akzeptiert« wird.

1937 nach Leipzig berufen, sah Gadamer sich zunächst mit der vom Rassenwahn besessenen nationalsozialistischen Diktatur, danach mit der den Klassenkampf propagierenden angeblich sozialistischen Diktatur konfrontiert, unter dieser als Rektor der Leipziger Universität amtierend. In beiden Diktaturen kam ihm eine – wie er selber das genannt hat – natürliche Gabe zur Diplomatie zugute. Die konnte man mißdeuten. Doch ihn selbst hat seine natürliche Gabe zur Diplomatie die Loyalität gegenüber den jüdischen Freunden und Kollegen genauso wenig vergessen lassen, wie das nach 1945 im Blick auf seinen ihn prägenden Lehrer Martin Heidegger der Fall war. Ihm kam er nach dem Wechsel von Leipzig nach Frankfurt/Main und 1949 schließlich nach Heidelberg auch räumlich wieder näher.

Sein Verhältnis zu diesem seine philosophische Existenz so stark beeinflussenden Denker hat er bis in seine letzten Jahre immer wieder kritisch memoriert. Das Hauptwerk *Wahrheit und Methode*, erst von dem bereits 60-Jährigen publiziert, markiert beides: die Gemeinsamkeit und die Differenz. Die Differenz speist sich jedoch aus derselben Quelle, der sich auch die Gemeinsamkeit verdankt: nämlich dem Willen zum Verstehen dessen, was man bisher zu Unrecht verstanden zu haben meinte. Heidegger wollte den Sinn von Sein verstehen und fragte deshalb – jedenfalls in *Sein und Zeit* – nach demje-

nigen Dasein, das sich selber verstehend den Horizont für die Frage nach dem Sein allererst zu entwerfen vermag: dem menschlichen Dasein. Gadamer gab sich mit den Problemen ab und zufrieden, die vorgängig zur Frage nach dem Sein schon mit dem bloßen *Da* gegeben sind. Und *Da* hieß für ihn: *endlich* da sein, *weltlich* da sein. Deshalb wurde ihm die Textlektüre zum Modell der Weltlektüre. Beharrlicher als Heidegger plädierte er für »eine Phänomenologie des menschlichen Daseins, das auf Verzicht aus ist«. Und konsequenter als Heidegger wurde er zum Philosophen der Endlichkeit – freilich einer Endlichkeit mit weitem und sich immer noch erweiterndem Horizont, an dem es nicht selten wetterleuchten konnte. Doch die Ambivalenz des Wetterleuchtens erregte vor allem deshalb seine Aufmerksamkeit, weil es da eben *leuchtete*. Von der *geheimnislosen* Aufklärung unterschied ihn, dass er das für jedwede Aufklärung unerlässliche Licht nicht mit dem brutalen Licht eines Scheinwerfers verwechselte. Er sah es – eher dem Schein einer Kerze vergleichbar – in den kleinen Formen poetischer Texte ebenso aufscheinen wie in den großen Entwürfen der sich selbst begreifen wollenden Vernunft. Dabei verband ihn mit Heidegger, aber doch auch mit der Frankfurter Schule die Kritik an einer Vernunft, die sich auf sich selbst und nur auf sich selbst verläßt und gerade so ihre Vernünftigkeit einbüßt. Ein logozentrischer Logos verfehlt sich selbst. Deshalb warnte Gadamer vor dem Etablieren *absoluter Gegensätze* und votierte, Platons Theaitet interpretierend und Richard Rorty sich nähernd, für eine politische Pragmatik, die – statt vorschnell den *absoluten Gegensatz* von gut und böse zu beschwören – sich so lange wie möglich an dem *relativen Unterschied* von besser und schlechter orientiert. Jener *Gegensatz* verführt zu pseudomoralischem und pseudoreligiösem Fanatismus, dieser Unterschied hingegen übt Toleranz ein. Der Sinn für das konkret Bessere bedarf freilich, soll er nicht utilitaristisch verkommen, der Offenheit für das nicht relativierbare Gute, das Gadamer mit Platon »jenseits des Seins« (ἐπέκεινα τῆς οὐσίας) verortete.

III

Die Kritik an einer auf sich selbst fixierten Vernunft verweist auf das Proprium der Gadamer'schen Philosophie, die er im platonisch-aristotelischen Begriff der *phronesis* zusammengefasst wusste. Immer wieder betonte er, dass seine »ganze Philosophie nur *phronesis* sei«. Und *phronesis* – das war für ihn die Vernünftigkeit des praktischen Wissens, die bei den Lateinern *prudentia* und im Deutschen die sich von aller sophistischen Schlauheit freihaltende *Klugheit* heißt, die an der Schwelle zur *Weisheit* ihren Sitz im Leben hat. Solche Vernünftigkeit ist notwendig, weil die allgemeinen Gesetze der Vernunft den konkreten Einzelfall niemals direkt erreichen – wie die *iurisprudencia* wohl weiß. Gadamer hat die Angewiesenheit der hermeneutischen Urteilskraft auf solche *prudentia* freigelegt und damit die Vernunft gegen deren grenzenlose Ansprüche bei ihrer sich allemal begrenzenden Vernünftigkeit behaftet.

Zur sich auf *phronesis* konzentrierenden Philosophie gehört es, den *Anderen* in seinem *Anderssein* ernst zu nehmen. Das Ich des Anderen läßt sich schlechterdings nicht dem eigenen Lebensentwurf gleichschalten. Es ist und bleibt anders, bleibt auch im Miteinander anders. Deshalb *sprechen* wir, *reden* wir – und zwar nicht übereinander, sondern *miteinander*. Das ist der Sinn der Sprache.

Die Sprache zielt nach Gadamer auf Einverständnis mit dem Anderen und vollendet sich deshalb im Gespräch. Dass die Sprache im Dienst der Verständigung mit dem Anderen steht – das haben die Heidegger-Schüler Emmanuel Lévinas und Hans-Georg Gadamer ihrem Meister gegenüber zur Geltung zu bringen verstanden. Doch während Lévinas sich dabei argumentativ auf die alttestamentlich-jüdische Urteilskraft zurückbezieht, zehrt Gadamer von der das Eine nicht ohne dessen Anderes denkenden Dialektik Platons. Im Insistieren auf das Anderssein des Anderen und im Willen, mit diesem zum Einverständnis zu gelangen, ist Hans-Georg Gadamer ein authentischer Platoniker geblieben. Authentisch – das heißt ein Platoniker mit hintergründigem Humor. Humorlose Denker hielt er sich vom Leibe.

Die sich auf phronesis zurücknehmende Philosophie impliziert bei Gadamer eine eigens zu würdigende Hochschätzung der *Rhetorik*, die er nicht nur als Instrument für Rechtsanwälte – gewiefte, versteht sich – und für Politiker – kurzsichtige, versteht sich – verstanden wissen wollte, mit Hilfe dessen man Andere von dem überzeugen zu können meint, was mitnichten Anspruch auf Wahrheit zu erheben vermag. Gadamer hat die Rhetorik vielmehr als bereits auf Ethik hin angelegt verstanden. Ist sie doch auf einen Wort-Wechsel aus, in dem das eigene Ich dem anderen Ich verstehend gerecht wird und mit ihm zu authentischer Kommunikation zu gelangen versucht. Solcher Wortwechsel vollzieht sich in Logoi, die eines Beweises weder fähig noch bedürftig und gerade darin der Wahrheit am nächsten sind.

Von geschäftiger Geschwätzigkeit unterscheidet sich solcher Wortwechsel durch die Bereitschaft zur Stille, in der man nach einem Wort Paul Valéry's auf das horcht, was man hört, wenn man nichts mehr vernimmt. Hans-Georg Gadamer, der Viel-Beredte, liebte je länger, je mehr solche Stille. In ihr vollziehen sich die unmerklichen Übergänge, von denen er selber, Heraklit interpretierend, gesagt hat: »Die Übergangslosigkeit dieser Übergänge von Schlaf zu Wachen oder von Leben zu Tod deutet am Ende auf die Rätselerfahrung des Denkens, das plötzlich erwacht und das dann wieder ganz ins Dunkel versinkt.«

Und doch will auch dieses Dunkel noch wahrgenommen werden. Das Dunkel als Dunkel wahrzunehmen vermag indessen nur, wer sich des Lichtes erinnert: des Lichtes, das keine Finsternis zu überwinden vermag und das deshalb auch im Horizont der Endlichkeit auf Zukunft verweist. Deshalb wohl hat der uralte Hans-Georg Gadamer gefordert, nein ermutigt: »Man muß ... etwas wagen können, auch wenn der Erfolg nicht klar ist.« Der Verstorbene war als Hermeneut unserer Herkunft ein Anwalt der in dieser Herkunft verborgenen Zukunft. Seine vom Vor-Urteil für das Schon-Gesagte geleiteten hermeneutischen *Schritte zurück* weisen *nach vorn*.

JEAN GAUDEMET

10. SEPTEMBER 1908 – 17. MAI 2001



Howe

Gedenkworte für
JEAN GAUDEMET

von
Stig Strömholm

Jean Gaudemet, am 10. September 1908 in Dijon geboren, am 17. Mai 2001 in Paris gestorben, stammte aus einer alten französischen Gelehrtenfamilie, von deren Mitgliedern mehrere hervorragende Juristen waren. Auch Jean Gaudemet widmete sein langes und von Arbeit reich gefülltes Leben der Rechtswissenschaft. Es wird häufig und nicht ganz zu Unrecht gedacht und behauptet, dass diese Disziplin zum Unterschied von sowohl Natur- wie Geisteswissenschaften streng national gebunden sei. So verhielt es sich zweifelsohne im 19. Jahrhundert, in der Ära des heranwachsenden europäischen Nationalismus, aber auch noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. »Es gibt aber auch in unserer Wissenschaft« – so sagte Helmut Coing, als er am 5. Juni 1984 bei der Aufnahme Jean Gaudemets in unseren Orden die Laudatio auf das neue Mitglied sprach – »es gibt auch in unserer Wissenschaft noch Bereiche, in denen die alte, übernationale Zusammenarbeit erhalten geblieben ist. Dies sind vor allen Dingen die Geschichte des alten Rechts und das kanonische Recht. Hier ist die internationale Zusammenarbeit nie unterbrochen worden, und nach wie vor wetteifern Vertreter aller europäischer Nationen um neue Erkenntnisse in diesem Gebiet. Dies sind die Gebiete, denen Sie sich zugewandt haben.«

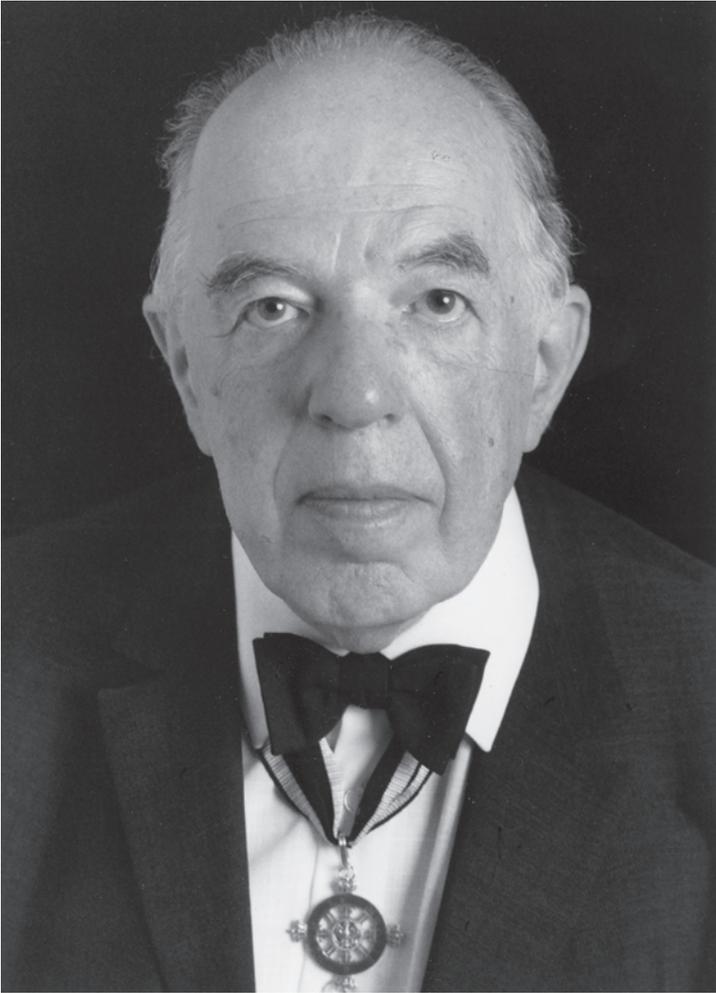
Jean Gaudemets akademische Laufbahn fing in Straßburg an, was unzweifelhaft zu seiner Aufgeschlossenheit der deutschen Wissenschaft gegenüber beigetragen hat. Er ist einer klassischen französischen Gelehrtenkarriere gefolgt, mit Lehrstühlen in Straßburg, Grenoble und schließlich in Paris, an der hochberühmten Ecole de droit an der Place du Panthéon, dem geistigen Zentrum der französischen Rechtswissenschaft. Als Directeur d'Etudes an der Ecole pratique des Hautes Etudes entfaltete er eine lange und hochgeschätzte Lehrtätigkeit, die nicht am wenigsten durch seine europäische Gesinnung und seine generöse Förderung junger ausländischer Gelehrter geprägt war. Vom Anfang an engagierte sich Jean Gaudemet für das vergleichende Studium des Rechts und für die Entwicklung komparatistischer Methoden; er war viele Jahre Vorsitzender der Société Jean Bodin für vergleichende Rechtsgeschichte und gut fünfundzwanzig Jahre Präsident der Association Internationale de l'Histoire du Droit et des Institutions.

Das Hauptgebiet von Gaudemets Forschung war die Frühgeschichte des kanonischen Rechts, der Rechtsordnung der römisch-katholischen Kirche. Die selbständige Entwicklung dieser Rechtsordnung seit dem Zeitpunkt, um das Jahr 300 nach Christus, in dem die Kirche ihre eigene rechtliche Struktur und Organisation offen entfalten konnte, vom römischen Staate zunächst geduldet, bald geschützt, hat Jean Gaudemet in mehreren großen Werken behandelt. Charakteristisch für seine Methode war dabei die breite, durch tiefe historische und kirchenhistorische Gelehrsamkeit ermöglichte Bearbeitung nicht nur des rein juristischen, sondern auch des politisch-historischen und kirchlichen Quellenmaterials, nicht am wenigsten der überreichen Materialien, die zur Disziplin der Patristik gehören.

Jean Gaudemet, der 93 Jahre erreichte, wurde 1998 von Kollegen, Freunden und Schülern mit einer Festschrift unter dem ungewöhnlichen Titel Nonagesimo Anno gefeiert. Noch 1997 veröffentlichte er eine große Arbeit, »Les naissances des droits« eine von souveränem Überblick geprägte Synthese der europäischen Rechtsentwicklung seit der ältesten Zeit. Er verwirklichte, bis zum Ende geistig und körperlich ungebrochen, was die Alten eine senectus viridis – ein grünendes Greisenalter – nannten.

SIR ERNST GOMBRICH

30. MÄRZ 1909 – 3. NOVEMBER 2001



EF Gombosi

Gedenkworte für
SIR ERNST GOMBRICH

von
Hans Belting

Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren!

Es ist eine vereinbarungsgemäß unmögliche Aufgabe, bei einer solchen Gelegenheit an der Stelle eines anderen zu stehen, um ihn in Erinnerung zu rufen. Eine Gedenkrede kann demjenigen, dem sie gilt, nur jene Art Präsenz verleihen, wie es Erinnerungsfotos tun, welche die Absenz von Verstorbenen erst recht bewusst machen. Mir fällt heute die Ehre zu, von Sir Ernst Gombrich zu sprechen, der im letzten November im Alter von 92 Jahren in London verstorben ist. Der Kunsthistoriker Gombrich war weltweit seit Jahrzehnten der unangefochtene Doyen seines Faches und als solcher einer der letzten Repräsentanten einer unverwechselbar europäischen Auffassung von Geisteswissenschaft, die derzeit gegenüber den USA in Bedrängnis geraten ist. Seine Werke wurden in alle Kultursprachen übersetzt und sind selbst in China geradezu synonym mit westlicher Kunstforschung geworden.

Es war allerdings auch die Emigration in die englische Sprache, die dem gebürtigen Wiener zu dieser Weltgeltung verhalf. Gombrich gehörte in den dreißiger Jahren zu den jüngsten im Kreis jener Emi-

granten aus deutschsprachigen Ländern, welchen das Fach Kunstgeschichte heute seine internationale Bedeutung verdankt. Anders als seine deutschen Kollegen emigrierte er 1936 nicht in die USA, sondern nach England, wo sein Fach zu diesem Zeitpunkt an den Universitäten noch kaum gelehrt wurde. Er suchte deshalb Anschluss an die Bibliothek Warburg, die damals aus Hamburg vertrieben worden war. Auf diese Weise geriet er in einen legendären Kreis von Emigranten, zu denen er als Österreicher einstweilen noch nicht aus politischen Gründen gehörte. Als er mehr als zwei Jahrzehnte später, 1959, die Leitung des Hauses übernahm, war das Warburg Institute am Woburn Square bereits in die Londoner Universität integriert worden. Nachdem er schon als junger Stipendiat als erste Aufgabe in London den Nachlass von Aby Warburg betreute, schrieb er als Resultat dieser lebenslangen Beschäftigung 1970 die immer noch maßgebliche Biographie Warburgs. Dennoch ist aus ihm nie ein linientreuer Warburgianer geworden. Vielmehr betrachtete er sich zeit lebens als der berufene Erbe der berühmten »Wiener Schule« der Kunstgeschichte, die er auf seine entschiedene Art in der englischen Diaspora repräsentierte, als sie in Wien schon nicht mehr florierte. In England vertrat er nicht nur sein Fach, sondern auf eine einschüchternd souveräne Weise eine persönliche Mission.

In der jüdischen Familie, in der er in Wien aufwuchs, war die einzige Religion, der man mit Leidenschaft angehörte, die Kultur der bürgerlichen Ära. Aus dieser Atmosphäre erwachsen auch die musikalischen Interessen, denen er zeitlebens treu blieb. Sie waren das Erbteil seiner Mutter, die in ihrer Ausbildung als Pianistin noch Anton Bruckner erlebt hatte. Zur Wiener Avantgarde in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bestand dagegen eine gewisse Distanz, welche im Widerspruch die beharrliche Neigung zu einem Bildungskanon verstärkte. Wien war ein Ort, an dem es auch in den Kreisen, aus denen er kam, schon damals akzeptabel war, das Fach Kunstgeschichte als Beruf zu ergreifen. Gombrich beendete das Studium mit einer Doktorarbeit über Giulio Romano und den frühen italienischen Manierismus in der Zeit nach Raphaels Tod, woraus bei ihm ein Lebensthema erwuchs. Schon früh aber ging er eigene Wege, die

über die Grenzen seines Faches, wie man es zu seiner Zeit verstand, energisch hinausführten. Er schloß sich Ernst Kris an, der, wenn- gleich er tagsüber im Museum tätig war, die Wahrnehmungspsychologie zu seiner Sache gemacht hatte. Die Zusammenarbeit, die in einem gemeinsamen Buch über die Geschichte der Karikatur hätte kulminieren sollen, das aber nie erschienen ist, begründete Gombrichs Neigung zu einer bildanalytischen Arbeitsweise, mit der er später Bahnbrechendes leistete. Gleichsam nebenher verdiente sich der junge Kunsthistoriker 1935 sein Geld mit einer Weltgeschichte für Kinder, die sofort in fünf Sprachen übersetzt wurde.

Ein ähnlicher Erfolg wiederholte sich fünfzehn Jahre später, als Gombrich in London die »Story of Art« veröffentlichte. Das Buch war wiederum eine Auftragsarbeit, die er für ein breiteres Publikum schrieb, obwohl ihn seine Kollegen vor diesem Schritt gewarnt hatten. Im englischen Milieu, in dem es keine vergleichbare Literatur gab, war das Buch ein fulminanter Start und erlebte nicht nur vierzehn Auflagen, sondern wurde in achtzehn Sprachen übersetzt. Noch im Erscheinungsjahr 1950 brachte ihm der Erfolg des Buches eine Professur in Oxford ein. Seine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten fanden nicht zuletzt wegen dieser Popularität beim allgemeinen Publikum, das Kunstgeschichte bis heute eher als Bildungsangelegenheit denn als Wissenschaft betrachtet, fortan eine weltweite Aufmerksamkeit. Der Verlag Phaidon, bei dem er Hausautor geworden war, ehrte ihn 1996 mit einem mehr als 600-seitigen Auszug aus seinen zahlreichen Publikationen, der unter dem Titel »The Essential Gombrich« erschienen ist.

In Fachkreisen dagegen erregte er erstmals größtes Aufsehen mit den Mellon Lectures an der National Gallery in Washington, die 1960 unter dem Titel »Art and Illusion. A study in the psychology of pictorial representation« erschienen. In diesem unkonventionellen Blick auf die Bildgeschichte waren plötzlich die Grenzen der klassischen Kunstgeschichte gesprengt, die er in seinen anderen Arbeiten so brillant beherrschte. Die Studentengeneration, der ich angehörte, empfing davon ein Signal zum Aufbruch. Fortan erwarteten wir jedes neue Buch aus seiner Feder mit Spannung. In dem Interview-

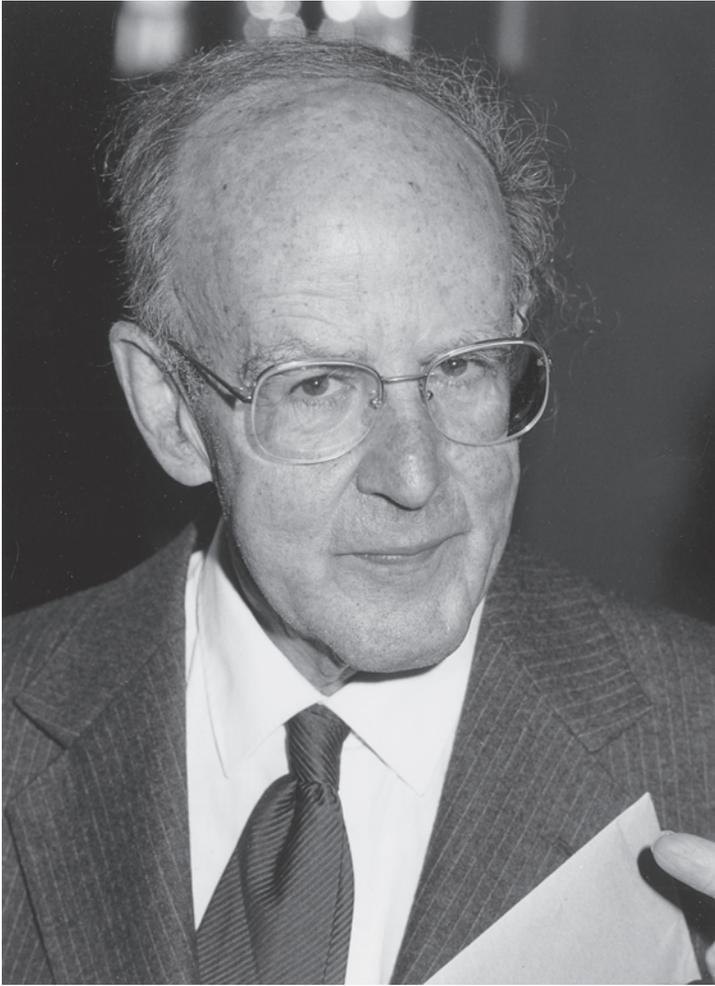
Band, in dem er im Alter sein Leben beschrieb, heißt es zu »Art and Illusion« mit der charakteristisch lapidaren Formulierung, das Buch habe klären wollen, was sich denn ereigne, wenn jemand etwas abbilden wolle, was ihm vor Augen stehe. Die Geschichte der Wahrnehmung, erzählt als Geschichte der Darstellung, fand in diesem Buch eine großartige Interpretation. Der Dualismus zwischen der Renaissanceforschung, die er als strenger Kunsthistoriker auf ein neues Niveau hob, und einer Bildforschung, in welcher er als Psychologe neue Wege beschritt, gehörte schon seit seinen Wiener Anfängen zu seinem Wissenschaftsverständnis. Mit einer großen Unabhängigkeit gegenüber den Grenzwächtern seines Faches verband er Kunstgeschichte und eine neu konzipierte Bildwissenschaft zu einer persönlichen Synthese.

In sein Londoner Haus bin ich durch Hugo Buchthal eingeführt worden, aber es war nicht leicht, Zugang zu dem Menschen Gombrich zu finden, der nur den Musikern ganz unbefangen und wie erleichtert begegnete. Zu anderen ging er mit spöttischer Zunge auf Distanz. Seine Leidenschaft gehörte den Bildzeugnissen der klassischen Tradition, die er zu seinem Lebensthema machte. Er hatte etwas von einem Olympier, der unerbittlich seinem eigenen Maß treu blieb, ungefährdet von den Verführungen moderner Denkmethode und in einem hart errungenen Widerspruch ebenso zum angelsächsischen Positivismus wie auch zum Marxismus der Nachkriegszeit, der in seiner Wahlheimat England früh Konjunktur hatte. Deshalb war er auch nicht einzuordnen, sondern schrieb in einsamer Konsequenz eine Kunstgeschichte ganz eigener Art. 1977 fiel er in Stuttgart auf, als er den Hegelpreis annahm, aber in seiner Dankesrede aus seiner tiefen Abneigung gegen hegelianisches Denken, in der er sich mit seinem Freunde Karl Popper einig war, keinen Hehl machte. Bei dieser Gelegenheit hatte er meine Einladung nach Heidelberg angenommen. Ich erinnere mich noch, wie wir während eines heftigen Gewitters im Torschatten des Schlosses standen und, statt über Kunstgeschichte, über die dunklen Seiten in der Geschichte der Rosenkreuzer sprachen. Es war immer ein besonderes Erlebnis, seiner wachen Neugier und seinem universalen Wissen zu begegnen.

Aber auch Melancholie kam dabei ins Spiel, wenn er sich unbeirrt zu einer europäischen Tradition bekannte, die er als seine geistige Heimat gegen eine neue Beliebigkeit verteidigte. Sieht man auf seine Wirkung als Interpret der europäischen Kunst zurück, so ist sein Lebenswerk heute nicht mehr wiederholbar. Mit ihm ist eine ganze europäische Ära zu Ende gegangen, die in diesem berufenen Exegeten noch einmal ihren Glanz weltweit verbreitete.

MAX PERUTZ

19. MAI 1914 – 6. FEBRUAR 2002



Max Perutz

Gedenkworte für
MAX PERUTZ

von
Manfred Eigen

Ende Dezember letzten Jahres erhielten wir »Season's Greetings von Max und Gisela Perutz«. Max fügte den Grüßen handschriftlich folgende Zeilen hinzu:

»Lieber Manfred, Liebe Ruthild!

Die *gute Nachricht* ist, dass ich die Amyloid-Struktur gelöst habe und gerade noch zwei Arbeiten darüber an PNAS (das sind die Proceedings der National Academy of Sciences der USA) senden konnte, 10 Minuten bevor ich zu einer Operation ins Spital musste, um eine blockierte Gallenröhre zu befreien. Die *schlechte Nachricht* ist, dass ich einen Krebs habe, der mit Klumpen an der Wange begann, und dass Versuche, ihn in Schach zu halten, fehlschlagen, so dass meine Tage jetzt begrenzt sind. Meine Tochter Vivien hat die nette Idee, hier eine Abschlussfeier und Feier zu Giselas und meiner diamantenen Hochzeit zu organisieren und alle meine liebsten Freunde einzuladen, wahrscheinlich Anfang Februar. Es wäre herrlich, wenn Ihr dabeisein könntet. Inzwischen alles Liebe, Euer Max«

Zu dieser Abschiedsfeier sollte es nicht mehr kommen. Früh am

Mittwoch, den 6. Februar dieses Jahres verstarb Max Perutz im Alter von 87 Jahren an den Folgen des in seinem Brief erwähnten Krebsleidens. Noch im Januar, während unseres traditionellen Winter-Seminars in Klosters, an dem Max mehrfach teilgenommen hatte, hörten wir von der erfolgreichen Anwendung eines schon früher von uns diskutierten elektrischen Feldverfahrens, zur Eliminierung von nahe der Hautoberfläche befindlichen Krebsgeschwülsten. Mithilfe französischer Kollegen und in ständigem Kontakt mit Max, Gisela, Vivien und Robin versuchten wir, in Paris eine solche Behandlung für Max in die Wege zu leiten. Allein der Wettlauf mit der Zeit stellte sich als hoffnungslos heraus; die Metastasierung war bereits zu weit fortgeschritten.

Ich erwähne diesen seinen letzten Brief an uns deshalb, weil er so typisch für Max Perutz ist. Das Wichtige für ihn war die gute Nachricht: die Aufklärung der Amyloid-Struktur. Deshalb schreibt er zuerst von ihr. Diejenigen Mitglieder des Ordens, die an der Tagung in Stralsund im Herbst 2000 teilgenommen haben, erinnern sich gewiss des Vortrages, den Max Perutz an einem Sonntagvormittag hielt – eine Sonntagspredigt ganz besonderer Art. Gewiss, es ging bloß um eine wissenschaftliche Arbeit – aber was wir zu hören bekamen, war kein »bloßer« Arbeitsbericht, und »trocken« war dieser auf gar keinen Fall. Nein, es ging um ein dringliches Problem unserer Zeit, nämlich um Krankheiten, die, im Gefolge der Überalterung unserer menschlichen Gesellschaft, heutzutage stärker in Erscheinung treten.

Amyloide, das sind Proteinablagerungen, die im Verlaufe einer Reihe von neurodegenerativen Erkrankungen, etwa der Alzheimer'schen Krankheit, auftreten und die in progressiver Weise das Gehirn zerstören. Die Amyloid-Struktur, die Max in seinem Weihnachtsbrief ansprach und die der 87-Jährige noch im vergangenen Jahr aufklären konnte, spielt in der nach dem amerikanischen Nervenarzt George Huntington benannten Chorea Huntington eine ursächliche Rolle. Die Chorea-Huntington ist eine genetisch bedingte Form des Veitstanzes, die erst im vorgerückten Alter in Erscheinung tritt und dann innerhalb weniger Jahre unvermeidlich zum Tode führt. Die

Erkenntnis der involvierten Substanzen und deren Strukturen ist der erste Schritt zur Entwicklung einer möglichen Therapie. Die von Max erwähnten Arbeiten sind am 16. April dieses Jahres in den genannten Proceedings erschienen.

Ja, das war in der Tat eine gute Nachricht, die Max für wichtiger hielt als die von der eigenen, nunmehr über Sein oder Nichtsein entscheidenden Krankheit. Er sah sein Leben als vollendet und erfüllt an.

Das Lebenswerk von Max Perutz habe ich vor fünfzehn Jahren bei seiner Einführung in den Orden ausführlicher dargestellt. Es war vor allem einem Molekül gewidmet, dem roten Blutfarbstoff Hämoglobin, dessen Struktur er in zweiundzwanzigjähriger Sisyphusarbeit aufklären konnte, eine Leistung, für die er 1962 gemeinsam mit seinem Kollegen John Kendrew den Nobelpreis für Chemie erhielt. Was diese Leistung bedeutet, kann nur der ermessen, der die Geschichte dieser Entdeckung im Einzelnen mit verfolgt hat.

Die Methode der Röntgenstrahlbeugung war zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Max von Laue in Deutschland und nahezu zeitgleich von William und Lawrence Bragg (Vater und Sohn) in England erdacht und zur Anwendungsreife entwickelt worden. Aber niemals war sie auf ein so kompliziertes Problem angewandt worden. Das Hämoglobin ist ein Proteinmolekül, das aus ca. 600 Aminosäurebausteinen besteht – das sind etwa zehntausend Atome. Um ein aus zehntausend Reflexen bestehendes Beugungsdiagramm mithilfe der Fourier-Synthese in eine Elektronen-Dichte-Karte zu überführen, sind Operationen erforderlich, die an die Milliarden Terme einschließen. Nahezu alle Physiker hielten ein solches Unterfangen schlichtweg für aussichtslos. Allein Lawrence Bragg, der Max 1938 im Cavendish Laboratory aufgenommen hatte, glaubte an dessen Erfolg, wengleich auch er in seinem Inneren wohl gedacht haben mochte: »Mönchlein, du gehst einen schweren Weg!« Max löste das Problem durch Einführung von Schwermetall-Atomen: Quecksilber-Ionen, als Zentren hoher Elektronendichte, die Ordnung in das Wirrwarr der Röntgen-Reflexe brachte. Aber auch neue Wege der Datenverarbeitung mussten begangen werden, alles in allem: ein

langer, mühevoller Weg. Meine Worte zu seiner Einführung in den Orden kommentierte Max seinerzeit:

»Es werden mir bei solchen Gelegenheiten alle möglichen Verdienste in die Schuhe geschoben, aber von dem, was Du gesagt hast, stimmt jedes einzelne Wort.«

Die Bedeutung von Max Perutz geht weit über die Untersuchungen, die zur vollständigen Aufklärung der Struktur und Funktion des Hämoglobins führten, hinaus. Nicht allein, dass er eine Methode schuf, ohne die »Molekularbiologie« heute undenkbar wäre. Er ist der Vater dieser neuen Disziplin, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etablierte und sich als so bedeutend erwies, wie es die Atomphysik in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts war. Das von ihm gegründete MRC-Laboratorium in Cambridge wurde zum Mekka der europäischen Molekularbiologie, getragen durch Namen wie John Kendrew, Francis Crick, James Watson, Sydney Brenner, Fred Sanger, Hugh Huxley, Aaron Klug und Cesar Milstein, deren Arbeiten innerhalb kurzer Zeit durch nicht weniger als acht Nobelpreise ausgezeichnet wurden. Max war auch der erste Präsident der Europäischen Molekularbiologie Organisation: EMBO, dem ich 1969 im Amt folgen durfte.

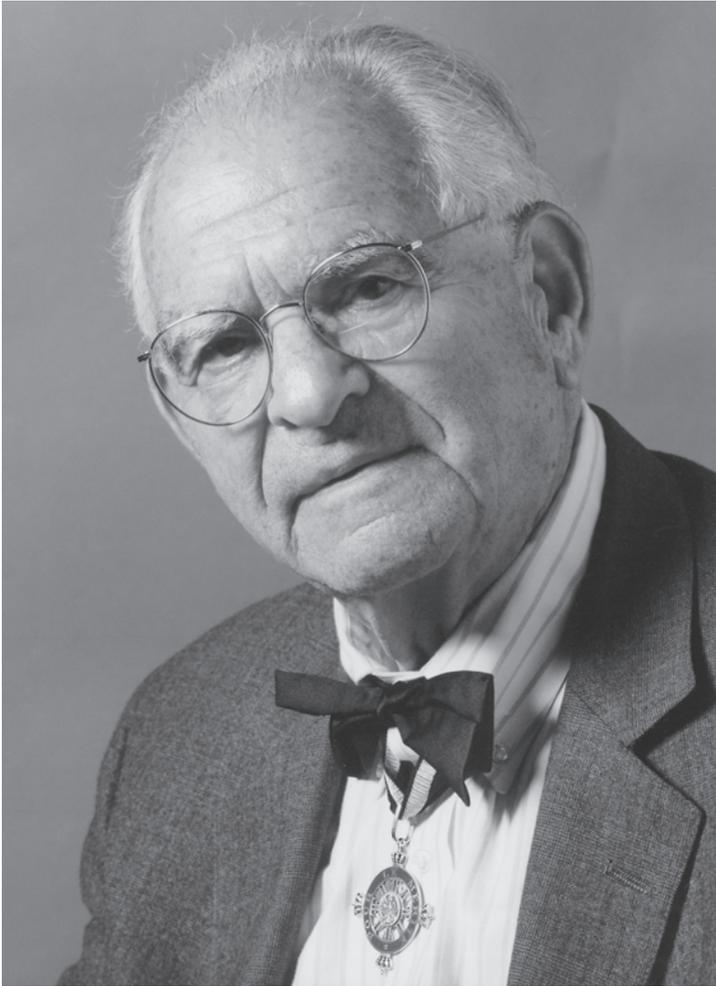
Die späteren Lebensjahre von Max Perutz zeichnen sich durch kritische literarische Bearbeitungen der durch die moderne Biologie aufgeworfenen Fragestellungen aus. Unvergessen seine Kommentare und Reviews im New Yorker oder in den New York Reviews of Books. »Is Science Necessary?« ist eine Frage, der er sich mit Ernst und Gewissenhaftigkeit – jenseits von jeder Ideologie – widmete. Buchtitel wie »I Wish I'd Made You Angry Earlier« oder »Science is Not a Quiet Life« dokumentieren seine Einstellung.

Der Papst, dessen Akademie Max – wie ich selber ohne nähere Beziehung zum katholischen Glauben – seit 1962 angehörte, in der er vor allem in Fragen des Wachstums der Weltbevölkerung, ihrer Ursachen und Folgen, als kritischer Diskutant auftrat, sandte durch seinen Staatssekretär Kardinal Angelo Sodano folgende Nachricht an die Mitglieder der Akademie:

»The Holy Father was saddened to learn of the death of Dr Max Ferdinand Perutz, Nobel Prize Winner and member of the Pontifical Academy of Sciences, and he has asked me to express his condolences to all who mourn his passing. During the last days of his illness, Dr Perutz wrote a letter which was shared with His Holiness, who very much appreciated his kind words about the Pontifical Academy of Sciences, its activities and its unique nature as an international body embracing the whole spectrum of the natural sciences. With gratitude for Dr Perutz's valued contribution to the Academy over the past two decades, the Holy Father prays for his eternal repose and commends his soul to the infinite mercy and love of the Almighty.«

VICTOR WEISSKOPF

19. SEPTEMBER 1908 – 21. APRIL 2002



Victor Weisskopf

Gedenkworte für

VICTOR F. WEISSKOPF

von

Anton Zeilinger

Sehr geehrter Herr Bundespräsident!
Verehrte, liebe Frau Weisskopf!
Hohe Festversammlung!

Victor Weisskopf, einer der bedeutendsten theoretischen Physiker des 20. Jahrhunderts, ist am 21. April dieses Jahres in seinem Heim in Newton/Massachusetts verstorben. 1908 in Wien geboren, ist er schon früh von den Naturwissenschaften fasziniert. Er beginnt dann das Studium der Physik an der Universität Wien, das er jedoch nach zwei Jahren in Göttingen fortsetzt, da er sich für die damals noch ganz neue und in Wien noch nicht präsenste Quantenmechanik interessiert. Er selbst bezeichnet diese Zeit als ein Goldenes Zeitalter der Physik. Er schreibt: »Es war eine großartige Revolution. Zum ersten Mal in der Geschichte der Naturwissenschaften konnten wir zum Kern der Dinge vordringen – warum Blätter grün sind, warum Metalle hart sind, warum Berge gerade so hoch sind und nicht höher – alle diese natürlichen Fragen aus unserer unmittelbaren Umgebung fanden ihre Antwort.« Für Weisskopf bedeutete dies die Gelegenheit zur Zusammenarbeit mit fast allen Großen der damaligen Zeit. Mit Werner Heisenberg in

Leipzig, mit Erwin Schrödinger in Berlin, mit Niels Bohr in Kopenhagen, mit Paul Dirac und Rudolph E. Peierls in Cambridge sowie schließlich mit Wolfgang Pauli in Zürich. In Kopenhagen lernte er bereits am zweiten Abend Ellen Tvede kennen, seine erste Frau, mit der er bis zu ihrem Tod im Jahre 1989 glücklich verheiratet war.

In diese Zeit fallen bahnbrechende Arbeiten Weisskopfs zur Quantenelektrodynamik, der Theorie der Quantisierung des elektromagnetischen Feldes. Besonders zu erwähnen ist hier die erste Berechnung der Linienbreite von Spektrallinien aus der Berücksichtigung der Rückwirkung des elektromagnetischen Feldes, gemeinsam mit Wigner, sowie Untersuchungen zur Selbstenergie einer elektrischen Ladung. Diese Arbeiten sind Grundlagen für das Standardmodell der Elementarteilchenphysik geworden. Weiters sagt Weisskopf die Existenz spinloser Teilchen voraus, da nach der Dirac-Gleichung von einigen Physikern vermutet worden war, dass alle Elementarteilchen Spin tragen müssen. Solche Teilchen wurden kurz darauf experimentell beobachtet.

1937, im Zeichen zunehmender Bedrohung durch den Nationalsozialismus in Europa, verlässt Weisskopf Europa und geht nach Rochester in den USA. Einige Jahre später wird er Mitarbeiter am Manhattan Project in Los Alamos, wo er stellvertretender Leiter der Theory Division unter Hans Bethe war. Nach dem Krieg wurde Weisskopf einer der stärksten Advokaten für nukleare Rüstungskontrolle, eine Tätigkeit, die er insbesondere innerhalb der Apostolischen Akademie entfaltete. Weisskopf bezeichnete einmal das atomare Wettrennen als »einen schweren Fall kollektiver Geisteskrankheit«.

Die wissenschaftliche Laufbahn führte ihn dann als Professor an das Massachusetts Institute of Technology. Im Jahr 1961 wurde er schließlich Generaldirektor des Europäischen Kernforschungslaboratoriums CERN in Genf. Damals gefragt nach seinen administrativen Erfahrungen für diese Tätigkeit, antwortete er: »Nicht die geringste, das ist meine größte Stärke.« Weisskopf war dann auch ein ausgezeichnete Generaldirektor, gelang es ihm doch, seine Visionen und seine Begeisterung für die Physik auch auf die jüngeren Mitarbeiter zu übertragen, eine bei der Größe dieser Institution absolut nicht triviale Aufgabe.

Als Österreicher freut mich ganz besonders, dass er trotz des Furchtbaren, das seiner Familie durch den Nationalsozialismus geschah, den Kontakt mit Österreich immer aufrechterhielt und sogar sehr gerne die österreichische Staatsbürgerschaft wieder annahm. Bei jedem seiner Besuche in Wien, so auch bei seinem letzten im Jahre 2000, konnte man seine Begeisterung für diese Stadt direkt spüren. An physikalischen Leistungen in der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Publikation des Buches »Theoretical Nuclear Physics«, gemeinsam mit Blatt, besonders hervorzuheben. Dieses Buch wurde weltweit das Standardwerk der Theoretischen Kernphysik für die Generation der Physiker der fünfziger und sechziger Jahre. Ein besonders signifikantes wissenschaftliches Resultat war die erste korrekte Berechnung der »Lamb-shift« durch Weisskopf. Dies ist die Veränderung der Energieniveaus in Atomen durch Wechselwirkung mit dem elektrodynamischen Vakuum. Weisskopfs Vorhersagen wurden experimentell auf das Genaueste bestätigt.

Das Bild von Viki, wie er von seinen Freunden genannt wurde – und er hatte sehr viele Freunde –, wäre unvollständig, wenn man seine Begeisterung für die Musik unerwähnt ließe. Er war ein ausgezeichneter Pianist und bezeichnete etwa den C-Dur-Akkord in Haydns »Schöpfung« als genauso legitime Darstellung des Beginns des Universums wie die physikalische Beschreibung durch den Urknall. Er sagte auch einmal: »Wenn es einem sehr schlecht geht im Leben, machen zwei Dinge das Leben lebenswert: Mozart und die Quantenmechanik.«

Victor Weisskopf war ein Humanist im ursprünglichen Sinne. Seine Interessen und sein Selbstverständnis gingen weit über die Physik und die Naturwissenschaften hinaus. So schließt auch seine Autobiographie, die den wunderbaren Titel »The Joy of Insight: Passions of a Physicist« trägt, mit den Worten: »Wissenschaft und Technik bieten nur einen Zugang zur Wirklichkeit, andere sind ebenso notwendig, um die volle Bedeutung unserer Existenz zu sehen ... wir werden viele verschiedene Zugänge nützen müssen, um die schwerwiegenden Probleme zu lösen, denen wir heute gegenüberstehen. Nur dann haben wir eine Chance, eine bessere Welt zustande zu bringen.«

VORTRAG VON FRITZ STERN

FRITZ STERN

»EIN NEUES LIED, EIN BESSERES LIED!«

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister, Herr Ordenskanzler, Excellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist nicht mein Lied, es ist ein Teil von Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
Oh Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

[...]

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniesse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
die Ehe wird gültig nicht minder –
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Mit diesem Gedicht bin ich als Kind aufgewachsen, vom Vater vorgelesen, in einem Land, das einem brutal entfremdet wurde. Heine zog mit uns in ein fernes Land, sein Schicksal im Exil hat das von vielen Deutschen, Juden und Christen, vorweggenommen. Als ich am Weihnachtsabend des letzten Jahres das Gedicht, wie schon oft vorher, wieder las, hielt ich bei diesen Strophen an: War die Neubegründung des Ordens durch Theodor Heuss, dessen 50-jährige Wiederkehr wir heute feiern, nicht so ein Moment des neuen Liedes, des besseren Liedes? War nicht überhaupt das Rettende in der deutschen Geschichte, das immer wieder Aufkommen von Hoffnung auf eine bessere, freie Welt, auf eine friedliche Welt der Freiheit, ein Europa der Freiheit?

Heine war stets und für viele Deutsche ein Ärgernis: Er liebte sein Land und dessen Sprache, er hasste das preußische Regime der Unterdrückung, die Zensur, die Heuchelei, die Servilität des Untertans. Verletzend war die Bloßstellung von Tabus, dieses Bild der deutschen Wirklichkeit. Er verband heiligen Traum mit frivolem Spott. Als frivol wurde er beschimpft, wohl nicht ganz zu Unrecht. Golo Mann, Ordensmitglied, hat ihn verstanden, zitierte Nietzsche, ein verwandtes, aber noch viel mehr missverstandenes Ärgernis: »Man wird einmal sagen, dass Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind ...« Mann fügte hinzu: »Heine hat die deutsche Prosa bereichert, sie aufgelockert, sie mit einem Schlag modern gemacht.« Aber gerade mit der geistigen Modernität taten sich Deutsche stets so schwer.

Sein Wintermärchen mit all den herrlichen Sticheleien gegen preußisch-kirchliche Gegenwart war sowohl zeitgemäß wie vorausahnend. Wie er hofften damals viele Deutsche auf ein Ende von monarchisch vorgeschriebener Unmündigkeit; sie lebten in einer Gedankenwelt, in der nationale Gefühle und liberale Prinzipien zusammengehörten. Heines Traum von einem freien, emanzipierten, friedlichen Europa – an der Spitze »meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität«, wie er sie in seiner Vorrede bezeichnete – entsprach fortschrittlich-bürgerlichen Hoffnungen. Aber zukünftige Gefahren ahnte er sehr wohl. Wird ein ungestümes Deutschland einem Machtrausch erliegen, oder wird es zu einem »furchtbaren Zweikampf« zwischen Proletarierwollen und Bourgeoisie-Regime kommen? Vorausahnend schließlich auch seine eigene Existenz als die eines im Exil lebenden, grollenden Liebhabers eines Vaterlandes, das ihn verleumdete. In seinem Traum von einem neuen Europa, einem Europa der Freiheit und Brüderlichkeit spiegelte sich der Glaube so vieler fortschrittlicher Europäer. Er war ein Dichter, ein Künstler, kein politisch denkender oder gar agierender Mensch, er war kein Tocqueville, um einen Zeitgenossen zu erwähnen. Er spürte die Sehnsucht für etwas Besseres, für ein neues Europa, und fürchtete doch, dass seine Welt in einer »modernen Tragödie« enden könnte. Ein freier, herrlicher, überschäumender Geist, der mal aus Liebe, mal aus Hass Hoffnung und Warnung ausdrückte vor dem, was noch bevorstand.

Heine verfasste *Deutschland. Ein Wintermärchen* zwei Jahre nach der Gründung des Ordens Pour le mérite; er mag von dem neuen Orden nichts gewusst haben, obwohl zwei seiner Freunde, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer, zu den zuerst ernannten Ordensmitgliedern gehörten, beide übrigens aus dem gleichen Milieu des ungewissen Judentums. Unvorstellbar, dass Heine einer solchen Anerkennung für würdig gehalten worden wäre, abgesehen von seinen boshaften Anspielungen auf den König und dessen Religiosität. Eine Pension hat er vom französischen Bürgerkönig heimlich angenommen, einen Orden vom preußischen König hätte er nicht annehmen können.

Er hatte den Geist des Gründers des Ordens zu Unrecht verhöhnt. Der Entschluss Friedrich Wilhelms IV. vor 160 Jahren – am 31. Mai 1842 –, »dem Orden Friedrichs des Großen Pour le mérite, welcher seit langer Zeit nur für das im Kampfe gegen den Feind errungene Verdienst verliehen worden ist, eine Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und Künste hinzu[zu]fügen«, entsprach seinem Vorsatz, Königtum und bürgerliche Gesellschaft enger zu verbinden. Er war bestrebt, das kulturelle Leben Preußens und Berlins zu fördern. Schon bei dem von Friedrich II. gegründeten Orden war der Einklang mit der europäischen Entwicklung klar, bewiesen auch durch seine zuletzt etwas unglückliche Verleihung an Voltaire. Die Gründung einer Friedensklasse, die dreißig deutsche und eine entsprechende Zahl von Ausländern vorsieht, und zwar von Männern, die sich »durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben«, das war eine wichtige Anerkennung der zivilen Gesellschaft, eine Anpassung an das europäische Leben. In Frankreich und England und auch in den dreizehn Kolonien in Nordamerika gab es schon längst ähnliche Institutionen.

Als Ratgeber des Königs und erster Ordenskanzler fungierte Alexander von Humboldt, der, nach seiner Reise durch Süd- und Nordamerika, von 1804 bis 1827 in Paris lebte, also die freiheitlichen und tyrannischen Strömungen der Revolution miterlebte. Wäre er noch vier Jahre länger geblieben, hätte er die zweite französische Revolution miterlebt und vielleicht auch den etwas aufsässigen Dichter-Flüchtling aus Deutschland getroffen. Humboldt wurde 1804 Mitglied der American Philosophical Society, einer von Benjamin Franklin gegründeten Gesellschaft »for the promotion of useful knowledge«. Das amerikanische Vorbild mag ihn bestärkt haben, wobei Nützlichkeit im amerikanischen Sprachgebrauch schon sämtliche Wissenschaften mit einbezog. Die Verbindung von »Nützlichkeit« und Wissen mag vielleicht schon damals als sehr amerikanisch empfunden worden sein. Herr Fuhrmann, unser Vizekanzler und unübertrefflicher Kenner der Ordensgeschichte, hat mit Recht betont: »Friedrich Wilhelm IV., Schöpfer und Schützer des Friedens-Ordens, und Alexander von

Humboldt, der Kanzler, bewiesen eine glückliche Hand.« So erlaubte der König den Ordensträgern, neue Mitglieder vorzuschlagen – ein Hauch von demokratischer Sitte, üblich in Akademien und vergleichbaren ausländischen Institutionen. Einige seiner Zeitgenossen empfanden dieses Prinzip als unpassende Schrumpfung monarchischer Macht. Königlichen Einfluss gab es wohl bis zum Ende der Hohenzollern-Herrschaft, bewiesen bereits am Anfang in der Wahl von Fürst Metternich. Aber Toleranz zeigte der König zumindest Ausländern gegenüber; unter ihnen gab es zwei Physiker, den Franzosen Arago und den Italiener Leone Melloni, beides Verfechter von freiheitlich-republikanischen Ideen. Im europäischen Geistesleben wurden damals Wissenschaft und Freiheitsbestrebungen als zwei Seiten derselben Medaille angesehen: Ziel war Entfesselung des Einzelnen wie Freiheit der Wissenschaft, ein Erbe der Aufklärung, mit antiklerikalen Untertönen. Charles Darwin wurde bereits 1868 in den Orden gewählt; heute würde er in Texas keine Wahl mehr gewinnen. Der große englische Historiker Thomas Macaulay, ein begeisterter Whig-Liberaler, wurde 1853 in den Orden aufgenommen. Wer mag ihn vorgeschlagen haben, wer hat ihn wohl gelesen? Preußens eigener Leopold von Ranke erhielt den Orden erst 1855, Ordenskanzler wurde er 1867. Nicht alle, die wir heute als Große betrachten, waren vertreten; Jacob Burckhardt, in mancher Hinsicht Rankes Gegenpol, wurde nicht gewählt.

Im Folgenden werde ich mich mit einigen wenigen Ordensmitgliedern befassen, solchen, die den Orden und seine Zeiten erhellen. Der Orden lebte ja in verschiedenen Epochen, er war und ist ein Spiegelbild deutscher Geschichte, wobei mir das exklusive Sich-Befassen mit deutscher Geschichte immer fragwürdiger erscheint. Die Nationalgeschichte muss den größeren Kontext berücksichtigen. Auch in Zeiten des selbstbewussten Nationalstaates gab es einen alles durchdringenden europäischen Kontext; schon in seinem Namen und seiner Zusammenstellung weist der Orden darauf hin. Zu allen Zeiten wussten Künstler und Dichter, oft ohne es zu artikulieren, dass sie in einer europäischen Welt lebten, genau wie es die Akteure der Wirtschaft wussten. Wir brauchen jetzt eine Europäisierung nationaler

Geschichte, nicht als Gebot heutiger Politik, sondern als Anerkennung, »wie es eigentlich gewesen«, um an Rankes bescheiden gemeinte Forderung zu erinnern.

Im deutschen Vormärz gab es viele Varianten, aber das gemeinsame Ziel war Einigkeit und Freiheit, verankert in einer Verfassung, die die Grenzen der Staatsmacht wie die Rechte der Bürger festlegen sollte; all dies stand im Einklang mit westeuropäischen Vorbildern. Alexander von Humboldt teilte diese Hoffnungen, sie waren das »bessere Lied«. Anders ausgedrückt, man wollte einige der Errungenschaften der Französischen Revolution, in gezähmter, friedlicher Art; man hoffte auf eine bürgerliche Welt, die den feudalen Ständestaat ablösen würde. Die Zeit des monarchischen Absolutismus war abgelaufen, unvereinbar mit einem von Bildung und Besitz geprägten aufkommenden Bürgertum.

Die Revolutionen von 1848, die ganz Europa, mit Ausnahme der Randstaaten Großbritannien und Russland, erfassten, waren ein einziges Aufbrausen freiheitlicher Kräfte, die sich von Restauration und Repression befreien wollten. Wer Osteuropa 1989 erlebt hat, der kann die ersten Tage von 1848 nachfühlen. Der Erfolg kam schnell, zu schnell, und dramatisch; die alten Mächte wurden weggejagt; Fürst Metternich, wohl samt Orden in der Schatulle, befand sich, verkleidet, auf der Flucht nach London. Aber der Erfolg von 1989 blieb aus, die liberale Mitte, die an einen friedlichen Sieg der Vernunft glaubte, musste ihre Hoffnungen begraben unter der Macht des wiederauferstandenen alten Regimes. Politik war härter, stärker durch Macht bestimmt, als man es sich erträumt hatte. Die Frankfurter Grundrechte entsprachen den Bürgerrechten des Westens, aber an den konkreten Fragen von nationaler Einheit und sozialer Ordnung, scheiterte die bürgerliche Mitte, verunsichert wegen der Angst vor den Ansprüchen der unteren Klassen. In dem Zusammenbruch der Revolution zerschellten die Hoffnungen auf das bessere Lied.

Im Leben zweier Männer, die die Zukunft mitbestimmen sollten, Bismarck und Karl Marx, war 1848 die entscheidende Erfahrung: Bismarck war erschüttert über die Zerbrechlichkeit des monarchischen Regimes, der herkömmlichen Ordnung; Marx erkannte die

Feigheit des Bürgertums. Beide entdeckten ihren gemeinsamen Feind, die Liberalen, die sie als schwache Phrasendrescher verachteten. Als Friedrich Meinecke 1946 versuchte, *Die deutsche Katastrophe* zu verstehen, die »Entartung deutschen Menschentums«, schrieb er: »Wäre es gelungen ... die nationale Einheit auf dem Wege der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49 zu gewinnen, so wäre die deutsche Gesamtentwicklung viel mehr im Kontakt mit der westeuropäischen Entwicklung verlaufen, als es jetzt geschah. ...« Die Reichsgründung aber kam auf preußisch-militärische Weise, und Meinecke stellte fest: »... die entscheidende Deviation von den westeuropäisch-liberalen Ideen war nun erfolgt.« Es gab ihn, den deutschen Sonderweg, es gab ihn nach 1850, und noch viel markanter nach 1871. Diese Abweichung wurde schon im Kaiserreich von einsichtigen Menschen empfunden und beklagt: Man war modern in Wirtschaft und Wissenschaft, verbunden mit der europäischen Entwicklung, aber in Hinblick auf Politik und zivile Gesellschaft gab es eine entgegengesetzte Entwicklung: Man denke nur an die Rolle und das Prestige des englischen Unterhauses, verglichen mit dem deutschen Reichstag, dieser so genannten Schwatzbude; man erinnere sich an die Stellung des Militärs in Politik und Gesellschaft im Kaiserreich.

Bismarck, diesem Künstler der Gewalt, gelang – dem älteren preußischen Rezept der Revolution von oben folgend – eine Neugestaltung Deutschlands: die Gründung des zweiten Deutschen Reiches, eine neu erfundene Mischung von monarchischer Macht, Rechtsstaat und demokratischen Anfängen. Sein Triumph und seine kurzfristige Kompromissbereitschaft waren für viele seiner ehemaligen Gegner verführerisch; sie fingen an umzudenken, wie auch spätere Erfolge in Deutschland zu fatalem Umdenken geführt haben. Nicht ohne Grund hat Nietzsche bereits in Hinblick auf 1871 gewarnt: »Ein großer Sieg ist eine große Gefahr«, ein Satz, der bis heute relevant ist. Aber nicht alle Deutschen haben sich diesem Erfolg gebeugt. So wurde der Orden *Pour le mérite* zwei der prominentesten Gegner Bismarcks verliehen, die bei aller Freude über die deutsche Einheit ihrer liberalen Gesinnung treu blieben.

Theodor Mommsen, begeisterter 48er, kurzzeitig ins Exil verbannt, wo er sein Meisterwerk, die *Römische Geschichte*, zu schreiben begann, gab nie seinen Glauben an die notwendige Synthese von Einheit und Freiheit auf, wie sie ja auch in westlichen Ländern bestand. Er war 1861 Mitbegründer der deutschen Fortschrittspartei, als solcher Mitglied des preußischen Landtags, ein erbitterter Feind Bismarcks, als diesem, wie er selber sagte, Thron und Galgen gleich nahe standen. Und trotzdem: im Jahre 1868, also nach Bismarcks erstmaligem Triumph, wurde Mommsen in den Orden gewählt; er begrüßte die Reichsgründung 1871, wohl als eine Art willkommenen Wechsel auf zukünftige Entwicklungen. Als Gegner kirchlicher Autorität und als ein dem Christentum fernstehender Mann unterstützte er Bismarcks Kulturkampf – aus *seiner* freiheitlichen Sicht, nicht aus Bismarcks politischer Sicht. In den achtziger Jahren bekämpfte er im Reichstag Bismarcks autoritären Herrschaftsstil, Ausdruck allgemeiner Menschenverachtung und seiner Geringschätzung deutscher politischer Begabung. Mommsen blieb ein Verteidiger des liberalen Grundsatzes. Der Staat sollte nicht nur äußere Macht darstellen, sondern existieren, um als sittliches Gebot die Freiheit des Einzelnen und seine Persönlichkeit zu schützen und zu fördern.

Mommsen, der Meister unserer Zunft, wollte eine große Vergangenheit, die er erforschte und neu deutete, der Gegenwart lebendig darstellen, wobei in seinem Stil eine jugendliche Leidenschaft für Poesie erkennbar ist. Das Auftauchen von Junkern und vom Proletariat im Römischen Reich, das heißt Mommsens Übertragung zeitgenössischer Begriffe auf die Vergangenheit, hat Altphilologen empört, aber die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart um so drastischer gekennzeichnet.

Eng befreundet war er mit dem um einige Jahre jüngeren Adolf Harnack, der in seiner Begräbnisrede Mommsen als Patriot und Weltbürger schilderte. Vaterlandsliebe birgt auch Besorgnis, und Mommsen, spät im Leben Vizekanzler des Ordens, litt an seinem Land, bekämpfte auch den neu aufkommenden Antisemitismus: »... Deutschland bietet ein harmonisches Bild der Verfahrenheit.« In einem Brief an Lujo Brentano beklagte er: »Bismarck hat der Nation das

Rückgrat gebrochen.« Ein anderes Mal rief er: »Liebes, unmündiges Vaterland«. Sein Testament, 1948 erstmals veröffentlicht, ist eines der bewegendsten Urteile über das Deutsche Reich: »In meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.« Er beklagte »diese innere Entfremdung mit dem Volke, dem ich angehöre«. Merkwürdig, wie zwischen dem strengen Asketen Mommsen und dem spottenden Heine, den Mommsen in seiner Jugend verehrte, doch eine verwandte aufklärerische Beharrung auf Emanzipation bestand.

Aufgrund seiner noch heute bewegenden und lesenswerten *Römischen Geschichte* erhielt Mommsen 1902 den Nobelpreis für Literatur. So war er der erste und, wenn man von der etwas fragwürdigen Verleihung an Winston Churchill absieht, der einzige Historiker, der dieser Ehrung für würdig gehalten wurde. Ich vermute, er wird auch der Einzige so Ausgezeichnete bleiben; und so können wir Historiker im Orden uns ungetrübt über jeden Nobelpreis für wirkliche Wissenschaftler und für wirkliche Schriftsteller neidlos freuen, denn wir wissen, dass das Höchste, was wir erreichen können, eine instabile Mischung von Wissenschaft und Kunst ist. Oder wie es Mommsen selbst ausgedrückt hat: »Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten.«

Der Orden wurde einem anderen großen Wissenschaftler und Gegner des autoritären Staates verliehen: Rudolf Virchow erhielt ihn 1901, in seinem 80. Lebensjahr, kurz vor seinem Tode. Virchows Werk *Die Zellulärpathologie* erschien 1858, und sehr bald wurde er weltweit als einer der wichtigsten Pioniere der wissenschaftlichen Medizin gefeiert. Aber er war außerdem ein Streiter für soziale Gerechtigkeit, für das Recht auf ein menschenwürdiges Leben, gerade auch der unteren Schichten, deren Los er als Arzt kannte. Der 27-jährige Virchow war 1848 ein glühender Revolutionär, und seine Briefe an seine besorgten, antirevolutionären Eltern bezeugten sein Engagement, und zwar im Sinn und in einer Sprache, die deutlich

an Heine anklingt: »Der größte Teil der Menschen hat schon lange nicht mehr an die Hölle geglaubt, jetzt fängt man an, auch den Himmel für sehr unsicher anzusehen. Man wünscht daher, dass die Armen und Unterdrückten, welche ihre Leiden hienieden trugen, weil sie im Himmel eine größere Belohnung finden sollten, schon auf Erden in einen glücklicheren Zustand versetzt werden und nicht erst auf die himmlischen Freuden warten sollen. Die Verbesserung des Wohls der Armen, ... der arbeitenden Klassen, war aber unter der bisherigen Staatsverfassung nicht möglich, weil in dieser der Wille des Königs allein Gesetz war. ... Sie wurden von den bevorrechteten Ständen stets unterdrückt. Deshalb haben wir die alte Verfassung gestürzt ... Unsere Revolution hat hauptsächlich zweierlei errungen: die Zerstörung des Militärstaates und die Vernichtung des Polizeistaates. Der letztere fängt jetzt schon wieder an, sich zu regen ... In Frankfurt, wo heute die Versammlung begonnen haben wird, wird es wahrscheinlich so bunt, wie in einer Judenschule hergehen, und die deutsche Einigkeit wird erst nach manchem harten Stoß zu Stande kommen.«

Nach dem Sieg der europäischen Reaktion machte er sich keine Illusionen: »Die Art, wie es jetzt in Preußen geht, die vollkommene Vernichtung der Gerechtigkeitspflege, die offizielle Immoralität, die organisierte Gewalttätigkeit – müssen sich natürlich immer krasser und bestimmter herausstellen, und es wird immer unerträglicher werden.« Das klägliche Ende hat ihn nicht entmutigt, er wurde Politiker des Gewissens, und arbeitete unermüdlich als Arzt und Forscher. Er wurde Mitbegründer der Fortschrittspartei, ein herausragender Gegner Bismarcks und ein Feind kirchlicher Macht und Orthodxie, ein Mitsreiter in dem von ihm so benannten Kulturkampf. In New York wurde vor mehr als 100 Jahren eine Rudolf-Virchow-Gesellschaft für Mediziner gegründet, die dann nach 1933 von deutschen Emigranten zu einer wissenschaftlich bedeutenden Institution entwickelt wurde. Im Exil ist deutscher Liberalismus oft gepflegt und gefeiert worden.

Mommsen und Virchow waren Ausnahmen unter den Ordensträgern, aber es bleibt eindrucksvoll, dass zwei der ganz Großen der

deutschen Geschichte ihre Freiheitsliebe nie aufgaben – und es ehrt den Orden, dass er sie in seine Reihen aufgenommen hat. Beide Männer waren stolz auf deutschen Glanz in der Wissenschaft und tief enttäuscht von der politischen Entwicklung: Der deutsche Zwiespalt in Miniatur. Die Annahme, dass zwischen geistiger Leistung und politischer Entfremdung eine Verbindung besteht, wie es Befürworter des deutschen Sonderwegs manchmal angaben, erscheint mir abwegig.

Der Orden ist notgedrungen zeitgebunden; das galt sicher für die Kaiserzeit und mag für alle Zeiten gelten. Seine Wahlentscheidungen, die ja »weitverbreitete Anerkennung« berücksichtigen müssen, sind nie ganz frei von vorherrschender Meinung. Daher kann man von der Geschichte des Ordens auch Schlüsse sehr allgemeiner Art über frühere Werteinschätzung ziehen. Wahl und auch Nicht-Wahl bleiben aufschlussreich, wobei die notwendigen Akten zu einzelnen Wahlen leider fehlen. Zufall spielt eine Rolle, aber man sollte von den Nicht-Gewählten nicht einfach wegschauen. Der Orden hat den Aufbruch in Kunst und Literatur, der in den neunziger Jahren begann – man denke an die Repräsentanten des Impressionismus und Naturalismus, an die Berliner Sezession, an Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind –, nicht gleich anerkannt. Schließlich musste man wohl auch Rücksicht auf den kaiserlichen Geschmack nehmen. Unverständlich bleibt das Fehlen von Theodor Fontane, dieses hervorragenden, ironischen Betrachters seiner Zeit. Auch die großen Romanciers des Auslands, wie z. B. Dickens und Flaubert, wurden nicht gewählt: War die Kritik an einer um Geld ringenden Klassengesellschaft zu anrühlich? Es gibt immer Große, die erst von der Nachwelt erkannt werden. So hat schon Stendhal geglaubt, dass er erst 100 Jahre nach seinem Tod verstanden werden würde, und Nietzsche, Verehrer von Heine und Stendhal, lebte mit Recht in einer Mischung von Resignation und Ahnung des späteren Prophetentums. Selbst unter Naturwissenschaftlern, wo Leistung meist mit objektiveren Maßstäben gemessen werden kann, fehlen viele Namen, wie Pasteur und Paul Ehrlich. Nun erwähne ich diese Lücken nicht als nachträgliche Besserwisseri, sondern aus dem Bewusstsein, dass solche Entscheidungen oder

Fehlentscheidungen im Wählen und Nicht-Wählen unvermeidlich sind, aus der Besorgnis, dass auch wir Heutigen ähnlichen Gefahren unterliegen. Diese Entscheidungen können lehrreich sein: dahingehend, wie leicht man Vorurteilen verfällt und dem Unbequemen ausweicht. Außerdem mildert das Bewusstsein von der Unvollkommenheit der Wahlentscheidungen den beklemmenden Zweifel über die eigene Wahl.

Das wilhelminische Reich war großartig im wirtschaftlich-technologischen Fortschritt, in den Naturwissenschaften erlebte es eine neue Geniezeit und erweckte weltweiten Respekt, auch Neid; in seinem geistigen Leben kamen die Klagen des Epigontums, in seinem politischen Leben offener und verdeckter Kampf, anachronistische Gebräuche und Strukturen, verharrend auf Gottesgnadentum. Der vorherrschende Militarismus, die Machtstellung des Militärs, wurde von vielen Deutschen und Ausländern bemerkt und beklagt. Der Kaiser verkörperte den Widerspruch seiner Zeit, begeistert von allem, was die Moderne an Machtgewinn brachte, den modernen Strömungen in Kunst und Literatur gegenüber verbohrt, voller Vorurteile und sie verachtend. In seinem so unpreußischen Auftreten, das durch Bravour und Schneidigkeit seine eigene Verunsicherung verbergen sollte, war er Repräsentant des von Nietzsche so kritisierten Reichsdeutschen. Er war schlechthin Vorläufer der deutschen Katastrophe.

Und doch gab es im Vorkriegsjahrzehnt eine Reihe eindrucksvoller Männer, die sich für innere Reform und sozialen Ausgleich einsetzten; es gab sie in der kaiserlichen Umgebung. Der Bekannteste von ihnen war Adolf Harnack, 1902 in den Orden gewählt; zwanzig Jahre später hat er ihn gerettet. Schon als junger Mensch hatte er eine einzigartige Position im deutschen Geistesleben, mit engem Kontakt zu den Spitzen der Gesellschaft. Bereits 1883, im Lutherjahr, hat der 32-jährige Theologe Luther als Befreier, als »Vater der Neuzeit« gefeiert – um ihn als Garant eines freien Christentums in der Gegenwart darzustellen. Als Theologe ohne Ordination, als führender Kirchenhistoriker rein wissenschaftlicher Orientierung, der das Wesen des Christentums und seine Entwicklung in historisch-kriti-

scher Weise, frei von aller Orthodoxie, erforschte, war er ein Dorn im Auge des evangelischen Oberkirchenrats. Trotzdem wurde er Theologie-Professor in Berlin, bemühte sich um Annäherung von Kirche und Modernität und wurde zum Hauptvertreter des Kulturprotestantismus, einer Synthese von dogmenfreiem Christentum mit deutschen Bildungsidealen, politisch dem Liberalismus nahe stehend. Er unterstützte Friedrich Naumanns Ringen um eine Kirche, die sich endlich um die soziale Frage, die Not der Arbeiter, sorgen würde.

Harnack war weit mehr als nur ein Fachmann, er war ein einmalig einflussreicher Wissenschaftsorganisator, eng verbunden mit Friedrich Althoff, dem Meister des preußischen Hochschulsystems. Harnack wurden die wichtigsten Ämter übergeben, und so wurde er auch ein Vertrauter des Kaisers. Sein Platz am Hof verlangte eine Kombination von Fügigkeit und Selbstbehauptung; dem gebürtigen Balten gelang diese Mischung, und belohnt wurde er 1914, als der Kaiser ihm den Adelstitel verlieh.

Der Ausbruch des Krieges verlangte – schlagartig – politisches Engagement. Harnack wurde mit dem Entwurf des kaiserlichen Aufbruchs an das deutsche Volk vom 6. August beauftragt. Bald aber distanzierte er sich von vorherrschenden annexionistischen Gelüsten. Eine nur dem Sieg-Frieden verschriebene Politik, wie sie vom Militär und den Alldeutschen gefordert wurde, erschien ihm gefährlich. Hier entstand der deutsche Machtrausch, den Heine befürchtet hatte. Innerhalb der Eliten gab es einen Kreis von »Gemäßigten«, der die nach Hegemonie strebenden Kriegsziele als fatale Anmaßung ansah und der für einen bescheideneren Frieden plädierte; zu dieser ungenügend gewürdigten Gruppe gehörte er wie auch sein Schwager Hans Delbrück, Ernst Troeltsch und Friedrich Meinecke. Politische Einsicht und Vernunft erlaubten keinen Zweifel, dass eine fundamentale Änderung auch innenpolitisch geboten wäre; angesichts der Opfer, die alle Deutschen brachten, war das ungerechte preußische Dreiklassen-Wahlrecht nicht mehr länger tragbar. Nur weitgehende politische Reformen könnten das Kaiserreich erhalten. Dieser Kreis hatte Zugang zur Reichsführung, war aber schließlich

machtlos gegenüber dem Militär, der kaum verhüllten Diktatur von Hindenburg und Ludendorff. Die Gemäßigten befanden sich in der Mitte zwischen verblendeten, hasserfüllten Alldeutschen und einer in sich gespaltenen, aber immer radikaler werdenden Linken. Kein Wunder, dass Harnack den Wunsch äußerte, ein Buch über »die Psychologie der Mittleren« zu schreiben, ein herrlich heikles Thema.

Statt Reformen und einem Verständigungsfrieden kam der Zusammenbruch, und die Männer, die das Land in den Abgrund geführt hatten, dankten ab, spät, fatal spät, und ihre letzte Gabe fürs Volk war die Lüge über ihre Unschuld, war das Abwälzen jeglicher Verantwortung für die plötzliche Niederlage auf dunkle Kräfte, auf Linke und Juden, die dem siegreichen Heer den Dolchstoß gaben. So kam es zu einer sehr deutschen Revolution: einer von oben und unten, von oben durch das Abdanken des Kaisers und seiner Generäle, von unten durch Matrosen, die sich weigerten, ihr Leben für eine sinnlose Selbstmordaktion zu opfern, durch Millionen auf der Straße, die ein sofortiges Ende des Gräuels forderten, durch eine unbestimmte Gruppe von Radikalen, die eine soziale Revolution anstrebten, von der Friedrich Ebert sagte, er hasse sie wie die Sünde.

So kam es zum zweiten Mal zu einer deutschen Revolution im Schatten einer ominösen Revolution im Nachbarland: 1848 waren die Bürger verschüchtert durch die Erinnerung an die französischen Revolutionen, 1918 war die bolschewistische Revolution das Gespenst der Vielen, der Traum von Wenigen. Auch dies das Los »der verspäteten Nation«.

Nach Krieg und Niederlage konnte es nur zu einer Revolution der Furcht und ohne Freude kommen. Es war eine erzwungene Revolution in einer tief gespaltenen Nation. Umso erstaunlicher die Leistung, dass innerhalb eines verzweifelten Halbjahrs, in dem die Feinde dem geschlagenen Land einen harten Frieden aufzwangen, eine republikanisch-liberale Verfassung entworfen und angenommen wurde. Mit ihrer vollen Liste von Grundrechten entsprach sie den Wünschen früherer Generationen, vorbildlich für eine fortschrittlich gesinnte Gesellschaft – hätte es sie nur gegeben! Hier war das neue, bessere Lied – übertönt von Trauerchor und Hassgesängen.

Weimar ist heute zum Inbegriff des politischen Scheiterns degradiert, aber vorerst sei daran erinnert, dass in einer verwirrten und verzweifelten Zeit ein Dokument der Vernunft staatstragende Kraft erhielt. War es eigentlich eine Revolution? Im symbolischen Bereich bestimmt, und unter den alten Eliten gab es viele, die sich im ideellen Leben enteignet, politisch erniedrigt fühlten. Es war eine Revolution, die im Vertrauen auf Demokratie und Anstand zu große Kontinuität erlaubte, eine Republik, in der die wichtigsten Ämter, wie die in der Justiz, von Gegnern besetzt blieben. Erinnert man sich aber an das Ausmaß der durch den Tod von beinahe zwei Millionen Menschen entstandenen Trauer, erinnert man sich an die seelische und materielle Verwüstung durch einen verlorenen Krieg – dann erscheint der Anfang der Weimarer Republik in einem helleren Licht. Der Anfang und nicht nur das Ende sollte berücksichtigt werden.

Der Orden passte nicht in die neue Welt. Für ihn war es ein Segen, dass Harnack, 1920 zum Ordenskanzler gewählt, sich zur Republik bekannte und, staatstreu, wie er war, ihr diente. Im Herzen blieb er wohl ein Monarchist, aber anders als die meisten deutschen Professoren verlor er sich nicht in Trotz und Traum, sondern akzeptierte die Republik als Verwirklichung des erwünschten Volksstaates. Am nächsten stand ihm die Deutsche Demokratische Partei, deren Gründungsväter seine Freunde aus dem Kreis der Gemäßigten waren. Sein Einfluss blieb gewichtig.

Die Verfassung untersagte der Republik, Orden und Ehrenzeichen zu verleihen. Wie Herr Fuhrmann es wunderbar formulierte: »Geschmückte Hofschranzen sollten nicht durch geschmückte Republikaner ersetzt werden.« (Etwas später schmückten sich die Anti-Republikaner mit Parteiabzeichen!) Es gelang Harnack, die preußische Staatsregierung schließlich umzustimmen, und 1924 hat sie den Orden als eine freie Vereinigung anerkannt, »die sich als eine aus sich selbst ergänzende Gemeinschaft von 30 hervorragenden Gelehrten und Künstlern darstellt«. Mitgliedschaft wurde auf Menschen beschränkt, »die der deutschen Nation angehören«, ein Nachteil zu einer Zeit, in der die Wiederherstellung internationaler Beziehungen so wichtig gewesen wäre. Ein Verlust! Ein Beweis dafür ist der

Einsatz sofort nach dem militärischen Waffenstillstand – einen geistigen gab es eben nicht – des holländischen Astronomen und Ordensmitglieds Kapteyn, der mit großer Leidenschaft gegen den Ausschluss deutscher Wissenschaftler aus alliierten Akademien protestierte. Sie sollten Verständnis für den ehemaligen Feind aufbringen und ihre eigene Schuld erkennen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in noch größerer Not, sind Ordensmitglieder oft als Vermittler aufgetreten.

Die erste Nachwahl fand bereits 1923 statt und bezeugte sofort, dass eine neue, freiere Welt begonnen hatte. Albert Einstein, nach 1919 in einer Welt ohne Helden als Weltwunder gefeiert und nur in Deutschland Zielscheibe einer rechten Hasskampagne, wurde gewählt, wie auch Gerhart Hauptmann und Max Liebermann, die Ungeliebten des Kaisers. Richard Willstätter, Chemiker, wurde 1924 gewählt im Jahre seines Rücktritts aus der Münchner Universität, wegen antisemitischer Vorgänge in Berufungsverfahren. Richard Strauss und Furtwängler kamen dazu – der Glanz von Weimar war repräsentiert, dieser schillernden Zeit trotz Wirtschaftsmisere und vergifteter Politik. Käthe Kollwitz wurde 1929 als erste Frau in den Orden aufgenommen: Ihr berühmtestes Kunstwerk, das die mütterliche Trauer um verlorene Söhne darstellt, gehört zu unserem kollektiven Gedächtnis. Die Schrecken des Krieges, die staats sanktionierte Grausamkeit, führten Einstein und Kollwitz zum links-radikalen Pazifismus; ihre genialen Werke waren nicht zu leugnen. Vielleicht haben einige dieser Wahlen ein gewisses Unbehagen erregt; umso anerkennenswerter die Überwindung. Erstaunlich ist die Nichtwahl Thomas Manns, der 1929 den Nobelpreis erhielt, den Orden aber erst 1955, kurz vor seinem Tode. Der zuletzt Gewählte 1933, war Ernst Barlach, der bald nachher in die Reihe »entarteter Künstler« befördert wurde.

Weimars Auflösung und Ende war ein Trauerspiel. Herr Bracher, unser Ordensmitglied, hat es zuerst und grundlegend geschildert; seine Analyse umfasst die Vorbelastung der Republik wie auch ihre Schwächen. Nur eine Nebenbemerkung: In Weimar war auch der Tod anti-republikanisch, wichtige Stützen der Republik wurden ihr

durch einen frühen Tod entrissen. So auch Friedrich Ebert, der stets ein Ziel hasserfüllter Anti-Republikaner war; ihm wurde »Landesverrat« vorgeworfen wegen Beteiligung an einem Streik 1918; ein Gericht sträubte sich 1924, ihn freizusprechen. Unmittelbar nach dieser Verleumdung, die einige Wochen später zu Eberts frühem Tod beitrug, veröffentlichte Harnack einen Brief an ihn: »Schmachvolles ist hier zum Ereignis geworden, und in Trauer und Bestürzung sind wir versetzt. Umso lebhafter empfinde ich mit allen guten Deutschen den Dank, den das Vaterland Ihnen ... für Ihr gesamtes vaterländisches Wirken, insbesondere in den Jahren 1918 und 1919 schuldet, und wie dieser Dank heute in Tausenden von Herzen lebt, wird ihn das Urteil der Geschichte für immer besiegeln.« Wenn es nur mehr »gute Deutsche« gegeben hätte – und Urteile der Geschichte sind nie für immer.

Weimars Ende bedingte nicht Hitlers Machtübernahme; die wurde ermöglicht von interessebeladenen Kräften der Rechten und von frivolen Totengräbern in Hindenburgs Umgebung. Dass der Nationalsozialismus für viele verzweifelte und von Ressentiment heimgesuchte Menschen eine große Versuchung darstellte, ist bekannt, aber er hat in seiner gemeinen Dürftigkeit nur wenige Ordensmitglieder, wenn überhaupt welche, überzeugen können. Zwischen dem Nationalsozialismus an der Macht und dem Orden konnte es keinen Frieden geben; der Ordenskanzler hat es bereits heute festgestellt. Die Nationalsozialisten hatten ihre eigene Vorstellung von Ehre, ein von ihnen besonders besudelter Begriff: Ehre hing von Rasse und völkischer Gesinnung ab, und die wiederum verlangte Hass auf alles, was mit Aufklärung und liberalem Geist verbunden war. In seinem Rückblick auf den Orden im Dritten Reich erwähnt der Ordenskanzler einen, meiner Ansicht nach, aufschlussreichen Satz des Kultusministeriums 1935 über den möglichen Ausschluss von Käthe Kollwitz: Nicht ihre Kunst soll angeprangert werden, sondern ihre politische Einstellung, »um jegliches Geschrei im Auslande zu vermeiden«. Also sorgten sich die Machthaber damals noch um Reaktionen aus dem Ausland. Wäre das Geschrei nur größer gewesen!

Eine sich selbst ergänzende Gruppe von unabhängigen Würden-

trägern widersprach dem Wesen der viel bejubelten neuen Bewegung. Der Orden wurde dem Absterben überlassen. Zur Zeit der deutschen Diktatur wurde er nur einmal in der Öffentlichkeit erwähnt, in einem Aufsatz in der *Frankfurter Zeitung* 1942 zum Andenken an die vor 100 Jahren gegründete Friedensklasse, mit der Überschrift »Ein Areopag des Geistes«, unter dem Signet zweier Buchstaben, verfasst von Theodor Heuss, der einem Schreibverbot der Nazis unterlag. In seinem knappen, aber mit Akten, die später im Krieg verloren gingen, fundierten Rückblick erwähnte er auch Käthe Kollwitz. Sein Schlussurteil war eindeutig: »... die Sammlung großer oder doch bedeutender Namen hat jener Stiftung für ein Jahrhundert den Charakter der sonderlichen Dignität gegeben.«

Theodor Heuss war einer der allzu seltenen Glücksfälle in der deutschen Geschichte. Er war wie berufen, dem verwüsteten Land nach Hitler, dem Trümmerhaufen in selbst verschuldeter Erniedrigung, eine neue Zukunft zuzuweisen, sie selbst sozusagen vorzuleben. Seine Persönlichkeit, sein Anstand, seine Weisheit, seine menschliche Behutsamkeit waren wegweisend für ein neues Deutschland. Er war stolz auf das Vermächtnis von 1848, er war verwurzelt im schwäbischen Liberalismus; Naumann, Harnack und Ernst Troeltsch waren seine lehrenden Vorbilder. Er war ein wahrer Liberaler, aus Reflexion, Geschichtsbewusstsein und eigener Natur.

Politiker schon in Weimar, dessen Schwächen er gut kannte, wurde er wichtiger Ratgeber bei der Entstehung des Grundgesetzes. Als erster Bundespräsident war er ein Vorbild von Maß und Versöhnung: Nach dem teuflischen Gebrüll des Dritten Reichs, dieser ruhige, nüchterne, bescheiden-ironische Ton, dieser Stil im Umgang mit Menschen! Er war ein Patriot, der bemerken konnte: »Wir sind kein ganz leichtes Volk«; die Deutschen haben »Angst vor dem Atem der Freiheit«. Als überzeugter Zivillist rief er bei einem Manöverbesuch den Truppen der Bundeswehr zu: »Nun siegt mal schön.«

Seine Anliegen waren Wahrheit und Entkrampfung. Ich habe ihn selbst am 20. Juli 1954 in Berlin erlebt, als der deutsche Widerstand – auch er ein Objekt der Verkrampftheit – zum ersten Mal in der Bundesrepublik eine feierliche Anerkennung erhielt. Heuss hielt

eine ergreifende, unvergessliche Rede, in der er das Recht zum Widerstand hervorhob und die Opfer des fehlgeschlagenen Tyrannenmords würdigte. Für mich waren seine Worte und, später am selben Tage, im Bendlerblock, die Begegnung mit den Hinterbliebenen, den Witwen und Kindern, ein befreiender Wendepunkt in meinem Verhältnis zu Deutschland. Ich sah, es gab es, das andere Deutschland, auch in den Jahren der Unmenschlichkeit.

Bereits 1950 wollte Theodor Heuss den Orden wieder ins Leben rufen. Er schrieb an einen der drei noch lebenden Mitglieder mit der Absicht, »eine würdige und bedeutende Tradition nicht untergehen zu lassen«. Als Neustifter wollte er nicht auftreten, das wäre, wie er schrieb, »eine geschichtliche Geschmacklosigkeit«, aber er würde, wenn gebeten, bei einer Ergänzung des Ordens helfen: »Wenn es auf solche Weise gelingt, ... den deutschen Orden vor den Deutschen selbst und der Welt wieder zur Gestalt zu bringen, so wäre es moralisch-psychologisch und geistig-politisch unzweifelhaft ein Gewinn.« Geistiges Ideal und politisches Kalkül wurden Paten des neu begründeten Ordens. Er bemühte sich um die Liste der neu zu wählenden Mitglieder, darunter Menschen, die er besonders schätzte: Friedrich Meinecke, Emil Nolde, Alfred Weber, Carl Burckhardt und sein enger Freund Albert Schweitzer. Neue Statuten verfügten, dass der Bundespräsident Protektor des Ordens wurde; Frauen wurden ausdrücklich einbezogen, wie auch Ausländer – anders als in Weimar. Dies waren Entscheidungen, für die wir noch heute dankbar sind.

Heuss hat sich unmittelbar nach seinem Entschluss der Wiederbelebung des Ordens in einem sehr persönlichen Brief an Einstein gewandt, der 1933 den Orden verlassen hatte. Er erinnerte ihn an eine frühere Begegnung bei Einsteins Mutter während des Ersten Weltkrieges, jetzt fragend, ob er einer möglichen Bitte zur neuen Mitgliedschaft entsprechen würde. Die Antwort kam schnell und schroff: »Nach dem Massenmord, den die Deutschen an dem jüdischen Volk begangen haben,« könnte ein »selbstbewusster Jude nicht mehr mit irgendeiner deutschen offiziellen ... Institution verbunden sein ...« Heuss hat trotzdem vier Jahre später in einer Rede, die

zufällig mit Einsteins 75. Geburtstag zusammenfiel, jene erste Begegnung mit Einstein erwähnt: »... es blieb, wie ich es eigentlich nur noch zweimal in meinem Leben, bei der ersten Begegnung mit Max Weber und mit Hans Pölgig empfand, der nachwirkende Eindruck des Inkommensurablen, des *Außerordentlichen*, bei dem die Maßstäbe üblicher Begegnungen nicht recht zureichen. *Dies nun*, spürte ich, *ist ein großer Mensch*.«

Einsteins Ablehnung, bei der auch seine lebenslängliche Skepsis gegenüber deutschen Dingen anklang, war nicht die typische Haltung von Flüchtlingen oder Juden aus Deutschland. Im Winter 1945, zum Beispiel, entwarf James Franck, Nobelpreisträger der Physik, Mitarbeiter am Manhattan Project, »im Namen der Feinde und Opfer des Nationalsozialismus«, einen Appell an die amerikanische Öffentlichkeit, dass bei aller Schuld, die die Deutschen auf sich geladen haben, man jetzt keine inhumane Politik gegen sie führen sollte, sondern es ihnen ermöglichen sollte, »beizutragen an der Gründung einer freien, liberalen und humanen europäischen Gemeinschaft«. Einstein, dem Franck den Entwurf schickte, drohte mit öffentlichem Widerspruch. Franck hoffte, Einstein hätte den Appell missverstanden oder »... Du hast alle Hoffnung verloren, dass Moral und Menschenliebe in politischen Fragen eine Rolle spielen können. ... Wenn die Nazis Menschen wie Dir den Glauben genommen haben, dass es einen Sinn hat, »sich für einen größeren Einfluss der Moral einzusetzen«, so haben sie eben gesiegt.« Franck fügte hinzu: »Ich gedenke nie wieder einen Fuß nach Deutschland zu setzen, da ich nicht mit Menschen in Berührung kommen will, die den Nazismus bejaht haben, aber ich will keinen Teil an einer Bestrafung und langsame Vernichtung von Unschuldigen.«

Einstein und Franck waren Gegenpole im Leben der Ausgestoßenen, um einen treffenden Begriff von Heuss zu verwenden. Vielleicht hat Lise Meitner die Grundhaltung vieler ehemaliger Deutschen getroffen, als sie im Oktober 1945 einem holländischen Freund, der sie über ihre Einstellung zu Deutschland befragte, antwortete: »Ich kann sie am besten durch die Worte ausdrücken, ... dass ich mir wie eine Mutter vorkäme, die klar sieht, dass ihr Lieb-

lingskind hoffnungslos missraten ist.« Vielleicht bedarf es der Präzision der Naturwissenschaften, ein so widersprüchliches Verhältnis so knapp zu formulieren.

Und doch nicht hoffnungslos. Sie selbst hat alte Freundschaften schnell wieder aufgenommen und wie viele andere Ausgestoßene sich bemüht, die Kräfte des Anstands im zerstörten Deutschland zu bestärken. Man mag vergessen haben, wie psychologisch schwierig, wie verkrampft und auch verfeindet die Beziehungen zwischen Deutschen und ihren ehemaligen Kollegen, meist jüdischer Abstammung, waren, und zwar auf beiden Seiten. Scham, Misstrauen, auch Hass waren bezeichnend, und die klare Haltung von Heuss oder von Ernst Reuter, selber ein Exilant, waren vorerst Ausnahmen.

Wir wissen jetzt, dass es unter den neuen Ordensmitgliedern der fünfziger Jahre auch einige gab, die an das braune Regime geglaubt haben und ihm dienten. Es war allerdings auch eine Zeit der Verheimlichung, des oft bewussten, unbeschwerten Vergessens. Das Urteil über Wahl und Nicht-Wahl im Orden der letzten fünfzig Jahre überlasse ich Historikern der Zukunft, die besitzen dann die erwünschte Distanz zur Sache. Es ist aber kaum vorstellbar, dass man nicht auch für diese Zeit Versäumnisse beklagen wird.

Der Orden wurde bald ein Ort der Versöhnung. Es wurden sehr schnell ausländische Künstler und Wissenschaftler gewählt; die internationale Gemeinsamkeit – wiederhergestellt nach zwei Weltkriegen – war konkretes Zeichen weltbürgerlicher Gesinnung. Es mag mir gestattet sein, Anerkennung für die großzügige Aufnahme ehemaliger Deutscher auszusprechen. Das war anfangs nicht selbstverständlich, weder bei der Aufforderung noch bei der Annahme. Eine der ersten neuen Mitglieder war Lise Meitner, die in ihrem Leben so viele Enttäuschungen hinnehmen musste. Allein der Versuch, die Gedanken und Gefühle der Neugewählten, die aus einer oft heimatlichen Fremde in eine verschollene Heimat zurückkamen, zu beschreiben, wäre schwierig und anmaßend.

Zum Glück gibt es die Aussagen der Betroffenen; so z. B. die Dankesworte des unvergesslichen Viki Weisskopf: »Ich bin im deutschen Kulturkreis aufgewachsen, zutiefst verbunden mit dem, was man im

besten Sinne deutsche Kultur nennt ... Als ich dann mit 25 Jahren die Schrecklichkeit der Nazis miterleben musste und ich gezwungen wurde, ein internationaler Bürger zu werden, hatte ich die deutsche Kultur sozusagen in der Hosentasche mitgenommen. ... Viel Bedrohliches und Schreckliches geschah während meiner Lebenszeit, hier und dort und auf der ganzen Welt. Es war immer der Gedanke an die Wissenschaft und Kunst, an das Schöne, Wahre und Tiefe, das uns über alles hinweghalf und dennoch den Glauben an die Menschheit nicht verlieren ließ.« Oder auch Sir Bernard Katz, der zwar seine wissenschaftliche Ausbildung in England erhielt, aber in seiner Erwiderung seinen Leipziger Lehrern dankte, dem einen, »der uns die Wurzeln unserer Kultur in der Geschichte und Literatur von Athen und Rom aufzeigte«, dem anderen, »der uns ganz streng beibrachte, die deutsche Sprache, und damit alle Sprachen, als Präzisionsinstrument zu behandeln und zu respektieren«. Zuletzt die Worte meines Freundes und Wahllehrers, Felix Gilbert: »... die Wahl in den Orden ... bedeutet ... Bestätigung der Wiederherstellung von Verbindungen, die abgebrochen waren, mit dem Lande, in dem ich geboren wurde und zu dem deshalb eine besondere Beziehung bestehen bleibt, auch wenn man eine neue Heimat gewonnen hat und in ihr glücklich ist, mit Familien-Tradition, mit dem historischen Denken, das ich in meinen Studienjahren erwarb.« Beim Durchsehen der früheren Historiker, die dem Orden angehörten, sagte er: »Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: Wie kommst Du in diese Gesellschaft?« Eine mir nicht unbekannt Frage.

Innerhalb des Ordens spürt man keine Unterschiede, die auf Herkunft bezogen sind. Wir alle sind dem Orden für die einzigartige Bereicherung des Lebens dankbar. Vor ein paar Wochen sagte mir der mit vielen Auszeichnungen geehrte George Kennan, dass der Orden »die feinste Gesellschaft wäre, der ich je angehörte«.

Der von Theodor Heuss wiederbelebte Orden hat die Entwicklung der Bundesrepublik zu einer stabilen, liberalen Demokratie miterlebt, durch viele seiner Mitglieder mitgestaltet. Wir konnten die Selbst-Befreiung des unfreien Teils Deutschlands und Osteuropas in dem annus mirabilis 1989 bejubeln, Triumph des neuen, des besse-

ren Liedes. Der Eintritt der Bundesrepublik als eine friedliche Macht in einem hoffentlich auf immer vereinigten Europa bedeutet eine welthistorische Wende. Der Weg war ein Wechselspiel von Hoffnung und Enttäuschung, von partiellem Erfolg und totaler Katastrophe. Das, was sich viele im Vormärz erhofften, was Dichter und Denker voraussahen, ist annähernd, aber unter grundlegend anderen Umständen erreicht worden. Jetzt das Bangen: Fühlen sich die heutigen Bürger dieser zivilen Gesellschaft zufrieden? Erfreuen sie sich des Atems der Freiheit, wie man es früher erwartet hat? Sind sie sich bewusst, wie schwer der Weg hierher war? Wissen sie, dass es ihre Aufgabe sein muss, gerade auch unter den bestürzenden Herausforderungen, die auf uns zukommen, das Bestehende zu verbessern und zu verteidigen?

Abschließend, und in Erinnerung an Heine und Heuss, kein Pathos, sondern nur Dank, Dank an und für den Orden und Dank an unseren Protektor. Möge *fortuna* dem Orden weiter beistehen, möge uns der Geist der Liberalität erhalten bleiben.

Quellenangabe: Mit Dank weise ich darauf hin, dass Professor Diana Barkan, Herausgeberin der *Collected Papers of Albert Einstein*, California Institute of Technology, mir die Korrespondenz zwischen Heuss und Einstein sowie zwischen Franck und Einstein zur Verfügung gestellt hat. Sämtliche anderen Zitate stammen aus gedruckten Quellen.

Der Vortrag von F. Stern ist auch Teil des Jubiläumsbandes des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste 1842-2002, Bleicher-Verlag Gerlingen 2002.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

GÜNTER BLOBEL, NIKOLAUS HARNONCOURT

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 3. Juni 2002

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD sprach die Laudatio auf
GÜNTER BLOBEL:

Herr Bundespräsident, liebe Festversammlung,
ich freue mich sehr, Ihnen unser neues Ordensmitglied, Herrn Gün-
ter Blobel, vorstellen zu dürfen.

Der Lebensweg von Günter Blobel ist auffallend gradlinig, zielstrebig
und focussiert – keine Irrwege, keine Verzweigungen. Er hat sich, an-
gefangen im Labor des berühmten Zellbiologen George Palade an
der Rockefeller University, New York, einem Thema gewidmet, dem
Ordnung-Halten in der Zelle, den Mechanismen, die das räumliche
Sortieren von Molekülen in verschiedene Kompartimente der Zelle
erlauben. Es ist nicht verwunderlich, dass dieses Thema in seiner
Komplexität ihn von Beginn an fesselte und nicht mehr losließ, wobei
naturgemäß immer noch spannende Details der Klärung bedürfen.

Organismen sind aus Zellen aufgebaut. Jede Zelle hat einen Zell-
kern, der die Chromosomen mit den Genen enthält, und eine äußere
Membran. Sie ist mit Zytoplasma, einer zähen, wässrigen Lösung

von einer großen Zahl verschiedener Moleküle, vor allem Proteinen gefüllt. Es gibt etwa 10 Billionen Proteinmoleküle in einer Zelle, von vielleicht 10 000 verschiedenen Sorten. Die Proteine entstehen im Zytoplasma an besonderen Strukturen, den Ribosomen, wobei RNA-Kopien der Gene aus dem Zellkern kommen und als Matrize für die Struktur des Proteins dienen. Viele davon sind Enzyme, die Zellbestandteile auf- oder abbauen, modifizieren, andere sind Bausteine verschiedener Zellstrukturen, und viele werden gemacht, um aus der Zelle ausgeschleust, sezerniert zu werden, als Hormone, Verdauungsenzyme, Antikörper und vieles mehr.

Es ist zu einfach, sich Zellen als verschieden geformte Zytoplasmasäckchen vorzustellen, in denen die Proteine frei herumschwimmen. Seit Mitte des letzten Jahrhunderts gibt es das Elektronenmikroskop; damit konnten, zusätzlich zum Zellkern, charakteristische, von Membranen umgebene Zelleinschlüsse erkannt werden. Diese haben verschiedene Strukturen und Funktionen innerhalb der Zelle und heißen deshalb – in Analogie zu den Organen – Organellen. Dazu gehören die Mitochondrien, die die Energiequelle der Zellen darstellen. Dazu gehören die Lysosomen, die sozusagen den Abfall entsorgen, und die Liposomen, in denen Fettmoleküle hergestellt werden. Auch der Zellkern ist durch eine Membran vom Zytoplasma abgeschirmt.

Diese Organellen stellen eine Unterteilung des Zellraumes in Kompartimente dar, die von Membranen, die normalerweise für wasserlösliche Proteine und Nukleinsäuren undurchlässig sind, umgeben sind. Im Binnenraum befinden sich bestimmte Enzyme in besonders hoher Konzentration, während andere ganz fehlen. Und in jedem dieser verschiedenen Organellen finden besondere biochemische Vorgänge statt. Das bedeutet, dass es bestimmte Mechanismen geben muss, die das Sortieren der Moleküle in das für sie geeignete Kompartiment bewerkstelligen. Die neu hergestellten Proteine müssen zum Ort ihres Wirkens gebracht werden, zum Beispiel in andere Organellen wie Kern und Mitochondrien, oder sie müssen aus der Zelle heraus transportiert werden, wie es bei sekretierten Molekülen, in Drüsenzellen, geschieht.

Günter Blobel begann seine Forschungen an der Proteinsekretion zu einem Zeitpunkt, als die Ultrastruktur der Zelle in wesentlichen Zügen aufgeklärt war und der Weg von sekretierten Proteinen vom Ort der Entstehung in einem besonderen Organell, dem aus Membranschichten bestehenden endoplasmatischen Reticulum (ER), ihr Einschluss in Transportvesikel und ihre Ausschleusung aus der Zelle bekannt war. Das war das Ergebnis der Forschung seines Mentors George Palade, der dafür im Jahre 1974 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden war. Was anstand, war die Aufklärung der molekularen Mechanismen. Woran werden Proteine, die in bestimmte Kompartimente gehören, erkannt und sortiert? Wie kommen sie, die ja wasserlöslich sind, durch die wasserabstoßende Membran hindurch? Welche Komponenten sind an ihrer Erkennung sowie dem Transport an den richtigen Ort beteiligt?

Blobels frühe Arbeiten, die ihn bereits in den siebziger Jahren berühmt gemacht haben, klärten auf, dass die Synthese sekretierter Proteine an den Ribosomen mit einer ganz bestimmten, allen sekretierten Proteinen gemeinsamen Sequenz von Wasser abstoßenden Aminosäuren beginnt. Diese Sequenz dient zum einen als Erkennungssignal, zum anderen hat sie die Eigenschaft, die Membran des endoplasmatischen Reticulums zu durchdringen. Damit werden die Ribosomen bereits vor der Synthese des Hauptteils des Proteins an die Membran quasi angedockt. Das Protein fädelt sich mit dieser Sequenz durch die Membran durch und entsteht gleich auf der anderen Seite der Membran – dem Innenraum des ER –. Schon vor Beendigung der Synthese des Proteins wird die Signalsequenz abgeschnitten. Dadurch, dass sie nur vorübergehend vorhanden ist, war sie auch noch nicht in Erscheinung getreten.

Die besondere neue Vorgehensweise von Blobel und seinen Mitarbeitern war, zunächst einzelne Komponenten des Prozesses biochemisch zu isolieren und zu charakterisieren und dann im zellfreien System – *in vitro* – zu rekonstruieren. Das war damals ungeheuer schwierig, besonders da viele der Komponenten wasserunlöslich sind oder äußerst schnell zerfallen und weil durch das Aufbrechen der Zellen viele unerwünschte Komponenten und Aktivitäten in Er-

scheinung traten, die es galt, geschickt zu eliminieren, zu blockieren oder abzutrennen. Mit diesen Arbeiten gründete Blobel eine neue Disziplin – die molekulare Zellbiologie.

Die Hypothese einer Signalsequenz bei der Sortierung von zellulären Proteinen hat sich glänzend bestätigt. Auch nicht sezernierte Proteine, die schließlich in Membranen lokalisiert sind, haben sie. In diesem Falle dienen weitere »Transmembrandomänen«, bleibende Sequenzen innerhalb des Proteins, der Verankerung des Proteins in der Membran. Proteine mit anderen Zielorten, die frei im Zytoplasma hergestellt werden, die z. B. in Mitochondrien gelangen sollen oder in den Zellkern, haben andere typische Signalsequenzen, so dass es heute möglich ist, allein aufgrund der Anfangssequenzen eines unbekanntes Proteins vorherzusagen, in welchem zellulären Kompartiment es gebraucht und funktional sein wird.

Blobels Labor hat auch den Mechanismus der Erkennung der Signalsequenz, bei dem ein besonderer Protein-Nukleinsäurekomplex, das *Signal Recognition Particle*, beteiligt ist, aufgeklärt sowie postuliert – und bestätigt, dass der Transport durch die fetthaltigen Membranen durch bestimmte Proteinkanäle verläuft. Die Signalsequenzen sind nicht immer transient, sondern auch oft integraler Bestandteil des Proteins, die diesem bestimmte Eigenschaften, zum Beispiel Durchgängigkeit durch Membranen oder Poren des Zellkernes und weiteres mehr verleihen. In späteren Arbeiten wurden auch andere Systeme, wie Hefezellen, an denen die genetische Analyse als Methode zum Entdecken neuer Komponenten möglich ist, sowie Pflanzenzellen mit den Chloroplasten als Organellen untersucht. In jüngster Zeit widmet sich Blobel besonders dem Transport durch die Membran des Zellkerns mit besonders aufwendig gestalteten Kernporen, die aus vielen verschiedenen Komponenten zusammengesetzt sind.

Es ist heutzutage üblich, in Lobreden auf Biochemiker und Mediziner auf die Heilungschancen zahlreicher Krankheiten hinzuweisen. Ich will das nicht tun, da die Ergebnisse für sich selber sprechen. Es ist klar, dass die genaue Kenntnis solch fundamentaler Prozesse der Proteinsortierung und des Exports bei der Entwicklung und Herstellung wichtiger Medikamente vielfach angewendet wird.

Wie bereits gesagt, wirkt Günter Blobel seit mehr als dreißig Jahren an der Rockefeller University in New York; er ist inzwischen amerikanischer Staatsbürger. Seine Kindheit hat er in Schlesien verbracht, als eins von acht glücklichen Geschwistern, die 1945 das Trauma der Vertreibung aus ihrer Heimat erleben mussten. Blobel beschreibt, wie er als neunjähriger Knabe auf der Flucht Dresden, die blühende glühende Barockstadt, erlebt hat, wie überwältigt er von dieser reichen Schönheit war – und wie er dann, nur drei Wochen später, aus dem Ort ihrer Zuflucht den Schein des Feuers über der Stadt sehen konnte, das diesen Reichtum in Schutt und Asche gelegt hat und 40 000 Menschen das Leben gekostet hat. Er musste noch mehrmals umziehen. In Freiberg in Sachsen, wo er im Bachchor mitsingen durfte, machte er Abitur. Weil er als Akademikersohn im Osten nicht studieren durfte, zog er 1954 zum Medizinstudium nach Frankfurt, der Stadt Goethes, und später nach Tübingen. Sein älterer Bruder lockte ihn in die USA, und dort blieb er dann, da er es gut hatte. 1994 gründete er in New York den Freundeskreis Dresden, der den Wiederaufbau der Frauenkirche sowie der Synagoge unterstützt. Blobels Werk ist mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Im Jahre 1999 hat er den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin in Stockholm in Empfang genommen, den er ganz dem Wiederaufbau der Frauenkirche und der Dresdener Synagoge gespendet hat. In seiner Dankesrede sagte er: *»An important task of scientists in the next century, will be to help in educating and enlightening the public to erase unfounded fears and to highlight the benefits of science.«* »Eine wichtige Aufgabe der Naturwissenschaftler im 21. Jahrhundert wird sein, die Menschen aufzuklären und zu unterrichten, um unbegründete Ängste zu zerstreuen und die Beiträge der Forschung, die dem Wohle der Menschheit dienen, zu vermitteln.« Ich persönlich kann ihm da nur von Herzen beistimmen.

Lieber Günter, ich begrüße dich als neues Mitglied unseres Ordens und freue mich sehr auf künftige Begegnungen und Diskussionen in diesem Kreis.

GÜNTER BLOBEL dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
meine Damen und Herren,

die Aufnahme in den Orden Pour le mérite ist Ehre und Verpflichtung und eröffnet neue Möglichkeiten. Als Ordensmitglied habe ich nun eine noch sichtbarere Plattform, auf der ich mich für das einsetzen kann, was mir am Herzen liegt, z. B. die Identität der vielen außergewöhnlich schönen deutschen Städte. Der Krieg hat sehr vieles zerstört. In der Nachkriegszeit haben Ignoranz im westlichen Teil und Malevolenz von kommunistischen Diktatoren im östlichen Teil die Zerstörung und den Identitätsverlust noch weiter vorangetrieben. Viel Schlimmes ist allerdings durch den Einsatz weniger verhindert worden. Für die nächsten Generationen sind daher wichtige Bezugspunkte zu unserer Geschichte erhalten oder wiederhergestellt worden. Die Wiedererrichtung von im letzten Krieg oder danach zerstörten identitätsstiftenden Ensembles muss weitergehen, wenn auch gegen den rigiden Widerstand der offiziellen Denkmalspflege und gegen das narzisstische Gebaren und die Diktatur vieler moderner Architekten. Außer Solitären ist es meiner Meinung nach modernen Architekten bisher nicht gelungen, ein wirkungsvolles Ensemble zu errichten. Und den Denkmalspflegern sage ich, dass sie viel zu sehr dem Material eines alten Gebäudes verhaftet sind, statt sich auf dessen ästhetischen, historischen und idealistischen Inhalt zu konzentrieren.

Mit meinen Aktionen werde ich also verärgern, selbst einige meiner Ordensschwestern und Ordensbrüder!

Im Moment konzentriere ich mich auf den Wiederaufbau des historischen Neumarktes in Dresden (vor der Zerstörung eines der großartigsten barocken Ensembles in Europa), auf den Wiederaufbau des barocken Dresdner Neustädter Rathauses (an Stelle eines zwar interessanten, aber dort völlig deplatzierten Solitärs von Libeskind), auf die Wiedererrichtung des Rathauses und der Alten Waage von Halle (vor der Zerstörung dieser Gebäude war der Marktplatz von Halle einer der schönsten in Deutschland) und neuerdings auf die Uni-

versitätskirche (Paulinerkirche) in Leipzig, die den Krieg völlig intakt überlebt hatte und die unter Ulbricht aus politischen Gründen im Mai 1968 gesprengt wurde. Diese Kirche fungierte über Hunderte von Jahren auch als Aula der Universität und war damit ein einzigartiger Schnittpunkt deutscher Kultur- und Geistesgeschichte. Die Namen Luther, Bach, Leibniz, Goethe, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Clara Wieck, Wagner, Heisenberg und vieler anderer Großen sind mit dieser Stätte verbunden. Vor der barbarischen Sprengung gab es vehemente Proteste der Leipziger Studenten und Bevölkerung. Die Trümmer der gesprengten Kirche wurden in eine Kiesgrube bei Leipzig transportiert. 80 Prozent der wertvollen Inneneinrichtung (leider nicht die Orgel, auf der Bach des öfteren spielte) sind gerettet worden. Trotzdem sind der jetzige Rektor der Universität und der jetzige Leipziger Oberbürgermeister gegen den Wiederaufbau.

Ich begrüße meine Mitstreiter aus Leipzig, die Doktoren Martin Helmstedt, Jutta Schrödl und Manfred Wurlitzer und meine Mitstreiter aus Dresden, Dr. Günter Voigt und Herr Fritz Reimann. Zusammen haben wir schon viel erreicht. Aber wir brauchen dringend mehr Hilfe. Ich appelliere daher an Sie alle, uns zu unterstützen. Vielen Dank im Voraus!

LUDWIG FINSCHER sprach die Laudatio auf NIKOLAUS HARNONCOURT

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
Sehr verehrter Herr Ordenskanzler,
Hohe Festversammlung,

wir leben in einem Zeitalter der Dirigenten. Nie zuvor hat es so viele bedeutende Dirigenten gegeben wie in den letzten fünfzig Jahren und in der Gegenwart, und nie zuvor haben Dirigenten eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Musikleben gespielt. Der Orden Pour le mérite hat auf diese Entwicklung mit der gebotenen Zurückhaltung und, betrachtet man die kleine, aber erlauchte Namensliste, mit Weisheit reagiert. Zum ersten Mal überhaupt hat er 1929 einen Dirigenten gewählt, und zwar einen gänzlich unvergleichlichen, Wilhelm Furtwängler. 1967 sind Otto Klemperer und 1990 Carlos

Kleiber gefolgt, wobei Klemperer wie Furtwängler in der Chronik des Ordens noch mit der reizend altertümlichen Berufsbezeichnung »Tonkünstler« erscheinen: zwei Künstler, die sich auf je eigene Art weit über die Ebene ihrer bedeutenden Kollegen erhoben und die sich auf wiederum je eigene, charakteristisch eigene Art dem Betrieb widersetzt haben, der unsere Musikkultur fast verschlungen hat. Jetzt haben wir Nikolaus Harnoncourt gewählt, und es ist für mich eine große Ehre und Freude, die Laudatio auf ihn zu halten. Der Orden hat Nikolaus Harnoncourt nicht gewählt, weil er ein bedeutender Dirigent in einer großen Zahl heute tätiger bedeutender Dirigenten ist – was er natürlich auch ist –, sondern weil er ein besonderer Dirigent ist, der sich von dieser großen Zahl sehr deutlich unterscheidet. Das hängt zu einem guten Teil mit seinem Werdegang zusammen. Harnoncourt kommt nicht aus der Dirigentenklasse einer Musikhochschule, wie es in unserem musikalischen Ausbildungssystem üblich ist, sondern aus dem Orchester – immerhin siebzehn Jahre lang hat er als Cellist bei den Wiener Symphonikern gearbeitet, noch lange nachdem er sein eigenes Ensemble, den legendären *Concentus Musicus*, gegründet hatte. Das heißt, er hat die Außenperspektive durch die Innenperspektive ersetzt, er hat berühmte Dirigenten aus der Sicht des Orchestermusikers studieren können. Das ist ihm von Nutzen beim Umgang mit den Orchestern und vor allem in seiner berühmten, das heißt berühmt intensiven Probentechnik gewesen. Ein zweiter Aspekt des Besonderen ist die Tatsache, dass Harnoncourts eigenes Ensemble kein Orchester, sondern eine Kammermusikgruppe ist. Kammermusikalisches Denken, das Suchen nach größtmöglicher Klarheit der einzelnen Stimme und größtmöglicher Charakteristik des Zusammenwirkens aller Stimmen zieht sich durch seine ganze Arbeit, einerlei, mit welchem Ensemble. Und der dritte Aspekt ist natürlich das, wodurch er zuerst berühmt geworden ist: die Wiedergewinnung historischer Spielweisen auf historischen Instrumenten, die Rekonstruktion des musikalischen Denkens einer Epoche und die Umsetzung der experimentell und reflektierend gewonnenen Erkenntnisse in lebendige Musik. Und damit hat Nikolaus Harnoncourt – der Ausdruck ist nicht zu hoch gegriffen – Epoche

gemacht, und er ist zum Vorbild für zahlreiche jüngere Dirigenten in Europa und weit über Europa hinaus geworden. Nicht weniger vorbildhaft haben seine Bücher gewirkt, die längst zu Klassikern geworden sind und deren Titel andeuten, in welche Richtung das Denken dieses im emphatischen Sinne denkenden Musikers sich bewegt: *Musik als Klangrede* (1982) und *Der musikalische Dialog* (1984). Sie deuten auch an, dass im Zentrum dieses Denkens nicht – wie man es oft missverstanden hat – die authentischen Instrumente stehen, sondern die Wiedergewinnung der musikalischen Strukturen und ihrer angemessenen Artikulation aus dem jeweils eigenen Geist ihrer Zeit heraus. Auf der anderen Seite hat er sich, gleichsam in strategischem Zugriff, die Möglichkeiten der Medien dienstbar gemacht, ohne (wie so mancher andere Hochberühmte) der Faszination der Medien zu erliegen: die Gesamtaufnahme der Bachkantaten 1971-1990 war nicht nur eine radikale Erprobung der neuen Aufführungsprinzipien, sondern auch eins der ersten Großprojekte der Schallplattenproduktion, und ein überaus erfolgreiches und wirksames noch dazu. Das alles wäre sicherlich Anlass genug, Nikolaus Harnoncourt als einen besonderen Dirigenten zu feiern. Aber seit den 1970er Jahren hat er etwas begonnen, was man fast als eine zweite Karriere bezeichnen könnte, obwohl es nichts anderes war als das konsequente Ausschreiten des einmal eingeschlagenen Weges: die Übertragung seiner Vorstellungen von einer angemessenen, das heißt nur dem Werk und nicht der Konvention oder dem Betrieb dienenden Interpretation auf die Arbeit am klassisch-romantischen Repertoire mit sozusagen normalen Orchestern, vor allem dem Concertgebouw Orkest Amsterdam, dem Chamber Orchestra of Europe und den Berliner Philharmonikern. Zur selben Zeit begann die Zusammenarbeit mit Jean-Pierre Ponnelle als Regisseur in den legendären Monteverdi- und Mozart-Zyklen des Opernhauses Zürich, die im Fall Monteverdis nichts Geringeres als die Wiederentdeckung des ersten großen Musikdramatikers, seine Wiedergewinnung für das heutige Musiktheater und für ein breites Publikum war. Und auch in der radikalen, das heißt an die Wurzeln der Tradition reichenden Auseinandersetzung mit den großen Werken des 19. Jahrhunderts

hat Harnoncourt seine besonderen Tugenden der Reinigung der Werke von aller Konvention und des genauen, durch geschichtliche Erfahrung gegangenen Hinhörens auf den Notentext bewährt, in den großen zyklischen Interpretationen der Symphonien Beethovens, Schuberts, Schumanns und Brahms' wie in den Sternstunden der Aufführung von Beethovens *Missa Solemnis* bei den Salzburger Festspielen 1992 und des Neujahrskonzerts der Wiener Philharmoniker im vergangenen Jahr. Auch mit dieser Arbeit hat er Epoche gemacht; in den Worten eines Dirigenten, der aus einer älteren Generation und einer ganz anderen Tradition kommt, Kurt Sanderling: er hat »ganzen Generationen die Augen geöffnet«. Es ist richtig: die Augen und viel mehr noch die Ohren, denn er hat uns gelehrt, neu zu hören. Hören wir also auf Nikolaus Harnoncourt.

NIKOLAUS HARNONCOURT dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
verehrte Damen und Herren,

ich bin es überhaupt nicht gewöhnt, dass über mich öffentlich gesprochen wird, und es erstaunt einen dann selbst, was man alles so gemacht hat und wenn man dann zugeben muss, dass doch das meiste stimmt. Ich bin wirklich sehr, sehr dankbar und auch sehr glücklich, in einen derartigen Kreis hineingewählt worden zu sein. Wenn ich ein bisschen zurücksehe auf die Reihe derer, die vor mir da waren, dann frage ich mich auch, wie das vorhin gesagt worden ist, gehöre ich da wirklich hin? Ich werde mir jedenfalls Mühe geben, dahin zu gehören. Was mich nur besonders beglückt an dem Ganzen, ist die Interdisziplinarität. Das ist etwas, was ich so wunderbar finde. Ich kann nicht über Musik sprechen und denken, ohne irgendeine der anderen Sprech- und Denkmöglichkeiten wegzulassen. Ich muss sagen – ich bin heute wirklich hineingeplatzt in diesen Kreis, und ich bin derart herzlich empfangen worden von jedem Einzelnen, wie das in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen ist, und dafür möchte ich danken, und darauf will ich mich auch freuen.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
2001 – 2002

1. Zuwahlen 2001 – 2002

2. Berichte über die

 Ordenstagung in Berlin 2001

 Interne Tagung in Gelsenkirchen 2001

 Ordenstagung in Berlin 2002

 Interne Tagung in Cottbus 2002

3. Bildteil

4. Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder des Ordens Pour le mérite
für Wissenschaft und Künste

ZUWAHLEN

Am 11. Juni 2001 in Berlin

Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. GÜNTER BLOBEL (Zellbiologe)

Prof. Dr. h.c. NIKOLAUS HARNONCOURT (Musiker)

Am 3. Juni 2002 in Berlin

Ausländische Mitglieder

LORD NORMAN FOSTER (Architekt)

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. BRONISLAW GEREMEK (Historiker)

RICHARD SERRA (Bildhauer)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Berlin 2001

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 10. Juni 2001 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel Inter-Continental zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 11. Juni 2001 ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Peter BUSMANN
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Hans Magnus ENZENSBERGER
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Walter GEHRING
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Sofia GUBAIDULINA
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Eric KANDEL
Dani KARAVAN
Imre KERTÉSZ
György LIGETI

Peter VON MATT
Rudolf MÖSSBAUER
Erwin NEHER
Hubertus VON PILGRIM
Bert SAKMANN
Albrecht SCHÖNE
Robert M. SOLOW
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Jacques LÉON TITS
Günther UECKER
Robert WEINBERG
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER

Thomas CONRAD und Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um ein stilles Gedenken für das seit der letzten Tagung verstorbene Ordensmitglied Jean Gaudemet.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden Ordensangelegenheiten und Nachwahlen erörtert.

Am Mittag des 10. Juni 2001 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitung einer Einladung des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Herrn Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, zu einem Empfang mit anschließendem Essen im Tagungshotel. Am Vormittag fand für die Begleitung der Ordensmitglieder eine Besichtigung des Filmmuseums in Berlin statt.

Am Nachmittag fand eine gemeinsame Fahrt zur Museumsinsel zur Besichtigung der Ruine des Neuen Museums und der nach abgeschlossener Grundsanierung als erstes Bauwerk der Museumsinsel fertig gestellten Alten Nationalgalerie statt. Für den Abend hatte der Or-

denkkanzler die Ordensmitglieder und ihre Begleitung zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen aus dem Berliner Raum geladen. Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 11. Juni 2001, der Besichtigung des Schlosses Tegel und der Teilnahme an der Öffentlichen Sitzung des Ordens am Nachmittag im Konzerthaus zu Berlin nahm die Jahrestagung mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten im Schloss Bellevue ihren festlichen Ausklang.

Interne Tagung 2001

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 23. und 24. September 2001 in Gelsenkirchen statt:

Am Sonntag, dem 23. September 2001, kamen die Ordensmitglieder zu ihrer internen Sitzung zusammen.

An den Sitzungen nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Peter BUSMANN
Karl Dietrich BRACHER
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Hans Magnus ENZENSBERGER
Horst FUHRMANN
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Dani KARAVAN
Rudolf MÖSSBAUER

Erwin NEHER
Christiane NÜSSEIN-VOLHARD
Albrecht SCHÖNE
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Günther UECKER
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER

Thomas CONRAD und Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angelegen-
heiten der Kultur und der Medien

Einleitend übermittelte der Ordenskanzler Grüße von Ordensmit-
gliedern, die an einer Teilnahme verhindert waren.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden die anstehenden Nachwahlen
und diverse Ordensangelegenheiten erörtert, insbesondere wurde
die Herstellung des Jubiläumsbandes des Ordens besprochen. Wäh-
renddessen nahm die Begleitung der Ordensmitglieder an einer Be-
sichtigung der Villa Hügel in Essen teil.

Für Sonntagnachmittag stand eine gemeinsame Besichtigung der
Zeche Zollverein in Essen auf dem Programm.

Am Montagvormittag sprachen in Anwesenheit des Protektors des
Ordens

– Herr Busmann und Herr Albach über den »Strukturwandel im
Ruhrgebiet«,

– Herr Karavan über einige seiner Arbeiten im Revier,

– Herr Gerok und Herr Jüngel über »Medizinisch-ethische Probleme
am Anfang und Ende des Lebens«, mit einem Diskussionsbeitrag zu
diesem Thema von Frau Nüsslein-Volhard. Diese Themen wurden
lebhaft – auch unter Beteiligung des Herrn Bundespräsidenten –
diskutiert.

Am Nachmittag des 24. September besichtigten die Ordensmitglie-
der mit Begleitung die Kunstsammlung des v. d. Heydt-Museums in
Wuppertal. Anschließend nahmen sie in Anwesenheit des Herrn

Bundespräsidenten und von Frau Rau an der Probearbeit des Tanztheaters Pina Bausch in Wuppertal teil.

Das Besichtigungsprogramm endete mit einem Abendessen im Restaurant der Stadthalle Wuppertal.

Die offizielle Ordenstagung in Berlin 2002

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 02. Juni 2002 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel Inter-Continental zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 03. Juni 2003 ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Günter BLOBEL
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Albert ESCHENMOSER
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Herbert GIERSCHE
Sofia GUBAIDULINA
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Eric KANDEL

Dani KARAVAN
Imre KERTÉSZ
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Hubertus VON PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Robert SOLOW
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Jacques TITS
Günther UECKER
Robert WEINBERG
Charles WEISSMANN
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER
Rolf ZINKERNAGEL

Thomas CONRAD und Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um ein stilles Gedenken für die seit der letzten Tagung verstorbenen Ordensmitglieder Hans-Georg Gadamer, Sir Ernst Gombrich, Max Perutz und Victor Weisskopf.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden Ordensangelegenheiten und Nachwahlen erörtert.

Am Mittag des 02. Juni 2002 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitung einer Einladung des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Herrn Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, vertreten durch Herrn Ministerialdirektor Dr. Nevermann, zu einem Empfang mit anschließendem Essen im Tagungshotel.

Am Vormittag fand für die Begleitung der Ordensmitglieder eine Führung durch die Ausstellung »Griechische Klassik – Idee oder Wirklichkeit« statt.

Am Nachmittag besichtigten die Ordensmitglieder das Jüdische Museum in Berlin. Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Begleitung zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen aus dem Berliner Raum geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 03. Juni 2002, besichtigten die Ordensmitglieder das neue Bundeskanzleramt mit anschließendem Essen auf Einladung des Bundeskanzlers.

Nach der öffentlichen Sitzung des Ordens am Nachmittag im Konzerthaus zu Berlin nahm die Jahrestagung mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten im Schloss Bellevue ihren festlichen Ausklang.

Interne Tagung 2002

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 22. und 23. September 2002 in Cottbus statt:

Am Sonntag, dem 22. September 2002, kamen die Ordensmitglieder zu ihrer internen Sitzung zusammen.

Es nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Hans Magnus ENZENSBERGER
Lord Norman FOSTER

Horst FUHRMANN
Walter GEHRING
Bronislaw GEREMEK
Herbert GIERSCH
Wolfgang GEROK
Hermann HAKEN
Eberhard JÜNGEL
Dani KARAVAN
Peter VON MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Hubertus VON PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Niklaus WIRTH
Hans Georg ZACHAU

Thomas CONRAD und Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien

Vor Eintritt in die Tagesordnung bat der Ordenskanzler um ein stilles Gedenken für das verstorbene Ordensmitglied Eduardo Chillida. Der Ordenskanzler überreichte sodann unter Beifall der Ordensmitglieder Urkunde und kleines Ordenszeichen an Lord Foster und Herrn Geremek. Der Ordenskanzler begrüßte das Erscheinen des Jubiläumsbandes und wies darauf hin, dass im kommenden Jahr ein Doppelband Reden und Gedenkworte für die Jahre 2001 und 2002 erscheinen werde.

Im weiteren Sitzungsverlauf wurden die anstehenden Nachwahlen und diverse Ordensangelegenheiten erörtert. Währenddessen nahm die Begleitung der Ordensmitglieder an einer Besichtigung der Brandenburgischen Kunstsammlungen Cottbus teil.

Im weiteren Verlauf der Tagung besuchten die Ordensmitglieder am Sonntag das Staatstheater Cottbus, im Anschluss daran Hermann Graf v. Pückler in seinem Haus und die von Fürst Pückler gestaltete Parkanlagen in Branitz sowie das Schloss Branitz.

In der Diskussionsrunde am Montagvormittag trugen vor:

Die Herren Fuhrmann über den Fürsten Pückler, seine Persönlichkeit und seine Zeit, Busmann über die Gartenlandschaft in der Niederlausitz, von Pilgrim über den Cottbuser Maler Carl Blechen, Albach über die wirtschaftlichen Probleme des Cottbuser Raums, Strömholm über die Zeit aus der Sicht des Juristen, z. B. das Problem der Verjährung.

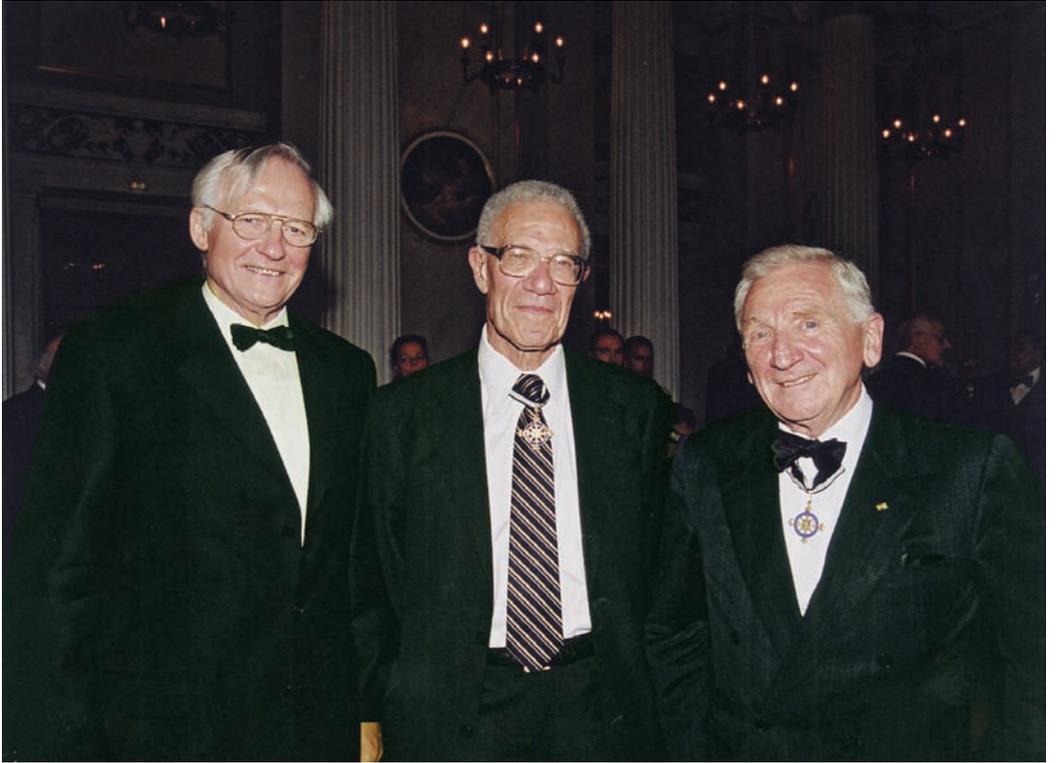
Montagnachmittag besichtigten die Ordensmitglieder den Braunkohletagebergbau Cottbus-Nord. Die Tagung klang aus mit einem Abendessen im Spreewald (Hotel Zur Bleiche).

BILDTEIL



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 11. Juni 2001

Von links:
Seine Königl. Hoheit Prinz von Preußen,
Bundespräsident a.D. Walter Scheel,
Senator a.D. Dr. Eckart Werthebach



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Horst Albach, Robert Solow, Ernst-Joachim Mestmäcker



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Manfred Eigen, Albrecht Schöne



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Rudolf Mößbauer, Hermann Haken



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Günther Uecker, Peter Busmann, Dani Karavan



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin,
am 11. Juni 2001

Von links:
Elisabeth Schwarzkopf, Herbert Giersch



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Horst Fuhrmann, Peter von Matt, Fritz Stern,
Ernst-Joachim Mestmäcker



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Im Großen Saal,
am 11. Juni 2001

Hans Belting während seines Vortrages



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Die im Jahr 2000 gewählten Ordensmitglieder
Günther Uecker, Imre Kertész, Horst Albach,
Paul B. Baltes, Anton Zeilinger (*von links*)



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 11. Juni 2001

Von links:
Walter Gehring, Robert Weinberg, Sir Henry Chadwick



Besuch bei Bundeskanzler Gerhard Schröder
am 3. Juni 2002 im Bundeskanzleramt, Berlin



Kapitelsitzung des Ordens Pour le mérite
am 2. Juni 2002 im Hotel Inter-Continental, Berlin



Sitzung der Ordensmitglieder
am 3. Juni 2002 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:
Sofia Gubaidulina, Ludwig Finscher,
Peter von Matt, Rolf Zinkernagel



Sitzung der Ordensmitglieder
am 3. Juni 2002 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Manfred Eigen, Albert Eschenmoser,
Albrecht Schöne, Christiane Nüsslein-Volhard



Sitzung der Ordensmitglieder
am 3. Juni 2002 im Hotel Inter-Continental, Berlin

Von links:

Jutta Haake, Thomas Conrad, Hans Georg Zachau,
Horst Fuhrmann, Peter Busmann, Imre Kertész



Empfang des Herrn Bundespräsidenten anlässlich der Ordenstagung
am 3. Juni 2002 im Schloss Bellevue

Von links:

Günter Blobel, Robert Weinberg,
Bundespräsident Dr. h.c. Johannes Rau, Christina Rau



Empfang des Herrn Bundespräsidenten anlässlich der Ordenstagung
am 3. Juni 2002 im Schloss Bellevue

Von links:

Elisabeth Stern, Fritz Stern, Ordenskanzler Hans Georg Zachau,
Bundespräsident Dr. h.c. Johannes Rau, Christina Rau

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 30. April 2003

| | |
|---|--|
| CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG | PHYSIKER UND PHILOSOPH |
| MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN | CHEMIKER |
| GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG | KOMPONIST |
| HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN | ZOOLOGE |
| HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS | MOLEKULARBIOLOGE |
| HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN | PHYSIKER |
| DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN | KAMMERSÄNGER |
| HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: VIZEKANZLER | HISTORIKER |
| CARLOS KLEIBER IN GRÜNWALD | DIRIGENT |
| ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN | GERMANIST |
| BERNARD ANDREAE IN ROM, ITALIEN | ARCHÄOLOGE |
| HERBERT GIERSCH IN KIEL | NATIONALÖKONOM |
| FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN | MATHEMATIKER |
| KARL DIETRICH BRACHER IN BONN | HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER |
| WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR. | MEDIZINER |
| EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN | THEOLOGE |
| MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN | SCHRIFTSTELLER |
| ROBERT HUBER IN GERMERING | CHEMIKER |
| ARIBERT REIMANN IN BERLIN | KOMPONIST UND PIANIST |
| ALBRECHT DIHLE IN KÖLN | ALTPHILOLOGE |
| LUDWIG FINSCHER IN WOLFENBÜTTEL | MUSIKWISSENSCHAFTLER |

ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG

PETER BUSMANN IN KÖLN

AB 1997: VIZEKANZLER

ERWIN NEHER IN GÖTTINGEN

HUBERTUS VON PILGRIM IN PULLACH

BERT SAKMANN IN HEIDELBERG

PINA BAUSCH IN WUPPERTAL

RUDOLF L. MÖSSBAUER IN GARCHING

JUTTA LAMPE IN BERLIN

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD IN TÜBINGEN

HANS BELTING IN KARLSRUHE

HANS MAGNUS ENZENSBERGER IN MÜNCHEN

HORST ALBACH IN BONN

PAUL B. BALTES IN BERLIN

GÜNTHER UECKER IN DÜSSELDORF

RECHTSGELEHRTER

ARCHITEKT

BIOPHYSIKER

BILDHAUER

UND KUPFERSTECHER

MEDIZINER

BALLETTDIREKTORIN

UND CHOREOGRAPHIN

PHYSIKER

SCHAUSPIELERIN

ENTWICKLUNGSBIOLOGIN

KUNSTHISTORIKER

SCHRIFTSTELLER

BETRIEBSWIRTSCHAFTLER

PSYCHOLOGE, GERONTOLOGE

BILDHAUER

Im Jahr 2002 ist gestorben

HANS-GEORG GADAMER

13. März

AUSSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 30. April 2003

| | |
|--|------------------------------------|
| PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH | KOMPONIST UND DIRIGENT |
| KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN | ARCHITEKT |
| GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA | HISTORIKER UND DIPLOMAT |
| ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ | KAMMERSÄNGERIN |
| HANS BETHE IN ITHACA, USA | PHYSIKER |
| STIG STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN | RECHTSGELEHRTER |
| GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA | HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER |
| JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH | CHEMIKER |
| ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND | PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER |
| ALBERT ESCHENMOSE IN KÜSNACHT, SCHWEIZ | CHEMIKER |
| GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA | RECHTSGELEHRTER |
| SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND | KIRCHENHISTORIKER |
| WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ | BIOLOGE |
| FRITZ STERN IN NEW YORK, USA | HISTORIKER |
| ROBERT M. SOLOW IN CAMBRIDGE, MASS., USA | WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER |
| JACQUES LÉON TITS IN PARIS, FRANKREICH | MATHEMATIKER |
| NIKLAUS WIRTH IN ZÜRICH, SCHWEIZ | INFORMATIKER |
| PETER VON MATT IN DÜBENDORF, SCHWEIZ | GERMANIST |
| ERIC R. KANDEL IN NEW YORK, USA | NEUROBIOLOGE |

| | |
|--|----------------------------|
| DANI KARAVAN IN TEL AVIV, ISRAEL | BILDHAUER UND ARCHITEKT |
| UMBERTO ECO IN MAILAND, ITALIEN | SEMIOTIKER |
| CHARLES WEISSMANN IN ZÜRICH, SCHWEIZ | MOLEKULARBIOLOGE |
| MAGDALENA ABAKANOWICZ IN WARSCHAU, POLEN | BILDHAUERIN |
| WALTER BURKERT IN ZÜRICH, SCHWEIZ | ALTPHILOLOGE |
| SOFIA GUBAIDULINA IN APPEN, DEUTSCHLAND | KOMPONISTIN |
| GYÖRGY KURTÁG IN PARIS, FRANKREICH | KOMPONIST |
| ROBERT WEINBERG IN CAMBRIDGE, USA | KREBSFORSCHER |
| ROLF ZINKERNAGEL IN ZÜRICH, SCHWEIZ | IMMUNOLOGE |
| IMRE KERTÉSZ IN BUDAPEST, UNGARN | SCHRIFTSTELLER |
| ANTON ZEILINGER IN WIEN, ÖSTERREICH | PHYSIKER |
| GÜNTER BLOBEL IN NEW YORK, USA | ZELLBIOLOGE |
| NIKOLAUS HARNONCOURT IN ST. GEORGEN | MUSIKER |
| LORD NORMAN FOSTER IN LONDON, ENGLAND | ARCHITEKT |
| BRONISLAW GEREMEK IN WARSCHAU, POLEN | HISTORIKER |
| RICHARD SERRA IN NEW YORK, USA | BILDHAUER |

Im Jahr 2001 sind gestorben

| | |
|--------------------|-------------|
| JEAN GAUDEMET | 17. MAI |
| SIR ERNST GOMBRICH | 3. NOVEMBER |

Im Jahr 2002 sind gestorben

| | |
|------------------|------------|
| MAX PERUTZ | 6. FEBRUAR |
| VICTOR WEISSKOPF | 21. APRIL |
| EDUARDO CHILLIDA | 19. AUGUST |

Im Jahr 2003 ist gestorben

| | |
|------------------|------------|
| ERNST KITZINGER | 22. JANUAR |
| SIR BERNARD KATZ | 20. APRIL |

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 2001

| | |
|---|----|
| Begrüßungsworte des Ordenskanzlers | 7 |
| Hendrik B. Casimir – Gedenkworte von Hermann Haken | 15 |
| Andrzej Szczypiorski – Gedenkworte von Peter von Matt | 23 |
| Helmut Coing – Gedenkworte von Ernst-Joachim Mestmäcker | 31 |
| Heinz Maier-Leibnitz – Gedenkworte von Rudolf Mößbauer | 41 |
| Hans Belting – Vortrag: »Sisyphos oder Prometheus ? Überlegungen zu Kunst und Technologie« | 49 |
| Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder | 63 |
| Horst Albach – Laudatio von Herbert Giersch | 65 |
| Paul B. Baltes – Laudatio von Wolfgang Gerok | 72 |
| Günther Uecker – Laudatio von Hubertus von Pilgrim | 76 |
| Imre Kertész – Laudatio von Hans Magnus Enzensberger | 80 |
| Anton Zeilinger – Laudatio von Rudolf Mößbauer | 82 |

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 2002

| | |
|--|-----|
| Begrüßungsworte des Ordenskanzlers | 89 |
| Hans-Georg Gadamer – Gedenkworte von Eberhard Jünger | 97 |
| Jean Gaudemet – Gedenkworte von Stig Strömholm | 109 |

| | |
|---|-----|
| Sir Ernst Gombrich – Gedenkworte von Hans Belting | 115 |
| Max Perutz – Gedenkworte von Manfred Eigen | 125 |
| Victor Weisskopf – Gedenkworte von Anton Zeilinger | 135 |
| Fritz Stern – Vortrag: »Ein neues Lied, ein besseres Lied!« | 143 |
| Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder | 169 |
| Günter Blobel – Laudatio von Christiane Nüsslein-Volhard | 171 |
| Nikolaus Harnoncourt – Laudatio von Ludwig Finscher | 177 |

Anhang

| | |
|--|-----|
| Aus der Chronik des Ordens 2001-2002 | 183 |
| 1. Zuwahlen 2001-2002 | 184 |
| 2. Tagungsberichte | |
| Ordenstagung in Berlin 2001 | 185 |
| Interne Tagung in Gelsenkirchen | 187 |
| Ordenstagung in Berlin 2002 | 189 |
| Interne Tagung in Cottbus | 191 |
| 3. Bildteil. | 195 |
| 4. Mitglieder des Ordens (Stand 30.4.2003) | 215 |

Bildnachweis: Alle Abbildungen stammen von der Bundesbildstelle, 11044 Berlin

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaft und Künste
bei der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn

Tel.: (01888 681 3578 und 3587)

Telefax: (01888 681 3898)

e-mail: Poststelle@bmi.bund.de

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2003

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISSN 0473-145-X

ISBN 3-89244-702-0